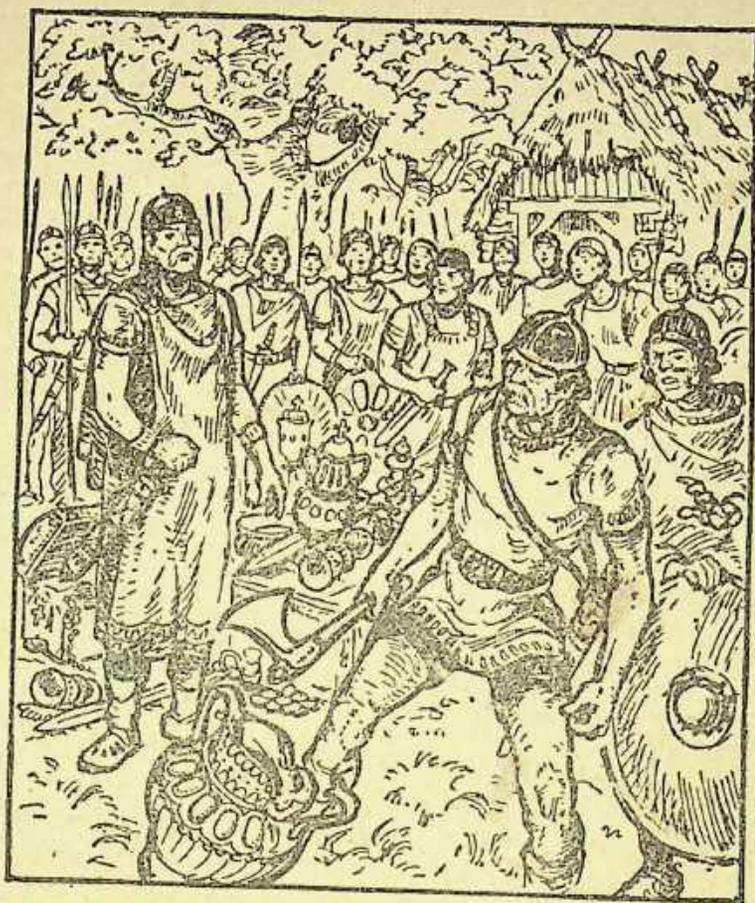




www.MinisterieVanPropaganda.org



Geschichtslesebuch für das 5. Schuljahr

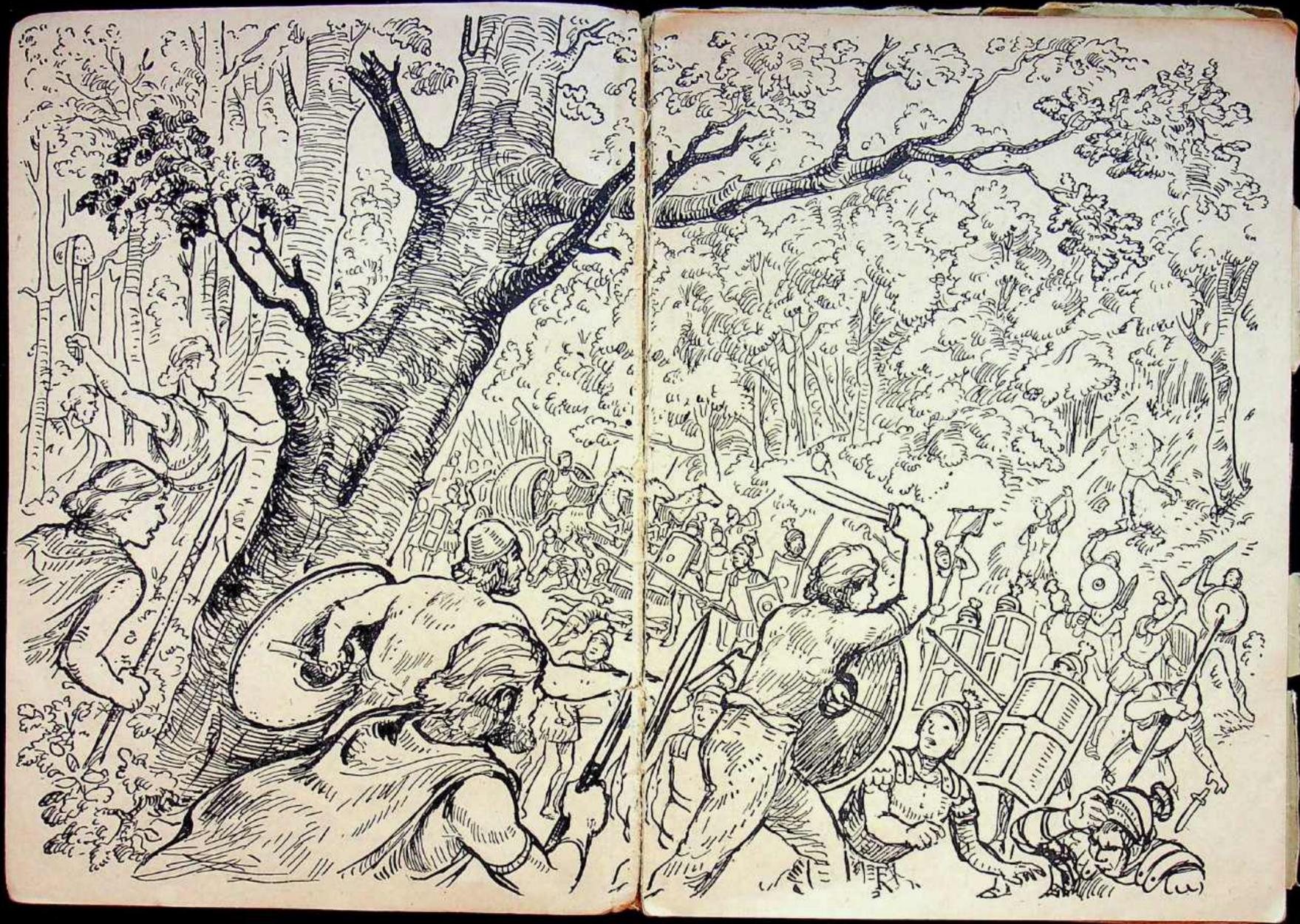
GESCHICHTSLESEBUCH

*für das
fünfte Schuljahr*



VOLK UND WISSEN VOLKSEIGENER VERLAG BERLIN

1954



Redaktion: Günter Wettstädt
Technische Redaktion: Renate Kraemer
Zeichnungen: Siegfried Kranl
Redaktionsschluß: 15. April 1954

Bestell-Nr. 11 506-1 0,80 DM · 1.-340. Tausend (E) · Lizenz Nr. 203 · 1000-P-11 54 10
Satz: B. G. Teubner, Leipzig (III/18/54)
Druck: VEB Kartographie, Leipzig (III/18/49)

WOHER WIR WISSEN, WAS FRÜHER GESCHAH

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 3 bis 6.)

Es war am Sonntagnachmittag. Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Junger Historiker der Grundschule Altenbach hatten sich mit ihrem Leiter, Herrn Becker, dem Geschichtslehrer der Schule, im Pionierheim versammelt. — Sonntagnachmittag?

Die Altenbacher Pioniere trafen sich eigentlich dienstags, und ihr Arbeitsplan sagte auch gar nichts von einem Zusammentreffen am heutigen Sonntag. Aber trotzdem waren alle gekommen — obwohl sich Inge vorgenommen hatte, eine Freundin im Nachbardorf zu besuchen, und Klaus sein Segelflugzeug fertigbasteln wollte. Herr Becker hätte einen Ausflug geplant, aber seit heute morgen stand sein Motorrad fix und fertig in der Garage und wartete vergeblich.

Aus den Plänen, die man für heute nachmittag ausgedacht hatte, war nichts geworden. Nun saßen die Pioniere dichtgedrängt und aufgeregt um den runden Tisch im Pionierheim. Auf dem Tisch lagen zwei Tonscherben. Alle sahen gespannt zu, wie Herr Becker diese Bruchstücke hin und her wendete.

Was war eigentlich geschehen?

Thomas, der Gruppenratsvorsitzende, hatte in den Vormittagsstunden die ganze Arbeitsgemeinschaft auf die Beine gebracht. Er war auf der Suche nach seinem Segelflugzeug gewesen, das ihm der Wind abgetrieben hatte. Sogar auf dem Bauplatz war er umhergeklettert, dort, wo für die Bauern der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft neue Wohnhäuser gebaut wurden. Das Flugzeug hatte er nicht gefunden, dafür aber etwas anderes. In einer der Baugruben hatte er Scherben aus Ton entdeckt. Zwei Scherben lagen am Boden der Grube, mehrere steckten in der feuchten Lehmwand. Ohne sich etwas dabei zu denken, hatte er eine aufgehoben und vom Lehm befreit. Ihm fiel auf, daß die Scherben mit Linien und Kreisen verziert waren, wie er sie zu Hause auf den Schüsseln und Tellern noch nicht gesehen hatte. Dabei war ihm ein Gedanke gekommen. Er vergaß sein Flugzeug

und rannte, die Scherben in der Hand, zum anderen Ende des Dorfes. Dort wohnte Herr Becker.

Der Lehrer betrachtete nachdenklich die Scherben und fragte nach dem Fundort. Dann bestiegen der Lehrer und Thomas das Motorrad und fuhren zur Baugrube.

„Du bist ein tüchtiger Pionier, Thomas“, sagte Herr Becker, nachdem er den Fundort genau untersucht hatte, „Pioniere müssen die Augen immer offenhalten. Vor allen Dingen dürfen wir nicht eigenmächtig anfangen zu graben. Jeder Fund muß dem Denkmalpfleger des Kreises gemeldet werden. Das werden wir jetzt tun. Der Denkmalpfleger in der Stadt kann uns hier weiterhelfen.“

Sie waren zur Post zurückgefahren, um zu telefonieren. Noch heute nachmittag wollte der Denkmalpfleger kommen. Daraufhin brachten sie die Pioniergruppe auf die Beine. Thomas erzählte jedem, was er gefunden hatte, und daß am Nachmittag der Denkmalpfleger kommen wollte. Seit Mittag stand Thomas an der Grube und ließ keinen Menschen heran; sogar die Vögel verscheuchte er.

Die Gruppe saß indessen im Pionierheim und erwartete die Ankunft des Denkmalpflegers. „Ihr wißt“, erklärte Herr Becker den Pionieren, „daß schon oft Bauern beim Pflügen oder Arbeiter in einer Baugrube Tonscherben, Schmuckstücke, Tier- und Menschenknochen gefunden haben. Die Geschichtsforscher haben festgestellt, daß diese Funde aus früheren Zeiten stammen. Ihr werdet sehen, wie die Forscher bei ihrer Arbeit vorgehen.“

„Wegen dieser zwei Scherben wird ein Geschichtsforscher bis nach Altenbach kommen – und noch dazu am Sonntag?“ zweifelte Ruth.

„Gläubst du denn, man findet jeden Tag so etwas?“

„Vielleicht liegen auch Knochenstücke in der Grube!“ schwirrten die Rufe durcheinander. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der Denkmalpfleger trat ein. Er trug eine Ledertasche, in der er sein Arbeitsgerät mitführte. Herr Becker begrüßte den Denkmalpfleger. Alle waren ganz still, als er den Fund in die Hand nahm und von allen Seiten aufmerksam betrachtete. „Ich glaube, da habt ihr etwas sehr Wertvolles entdeckt“, sagte er. „Wir werden uns jetzt zusammen den Fundort ansehen.“

Dann besichtigten sie endlich die Grube. Was würde ihnen der Denkmalpfleger alles erklären? Schon oft hatten sie von geschichtlichen Funden

gehört. Jetzt sollten sie selbst erleben, wie Dinge aus der Erde gegraben werden, die dort vielleicht viele tausend Jahre lagen.

Nur der Denkmalpfleger, Herr Becker und Thomas durften in die Grube hineinspringen. Hans war nach Hause gerannt und brachte einen großen Spaten herbei. „Um Himmelswillen“, rief der Denkmalpfleger, „mit diesem großen Spaten würden wir alles zerstören!“ Er öffnete seine Tasche und begann mit einem kleinen, zusammenklappbaren Handspaten zu graben. Das Spatenblatt war ungefähr so groß wie eine Handfläche. Thomas durfte ganz vorsichtig mit den Händen helfen.

„Durch unvorsichtiges Graben ist schon mancher wertvolle Fund zerstört worden“, erklärte der Denkmalpfleger den Pionieren. Nach zwanzig Minuten hatte er zwölf weitere Tonscherben ausgegraben. Da stellte der Denkmalpfleger das Graben ein. „Ich sehe, daß hier noch mehr liegt. Ich werde das Museum für Vor- und Frühgeschichte in Weimar benachrichtigen. Wir werden die Ausgrabung morgen fortsetzen“, sagte er zu Herrn Becker.

Ehe sie den Bauplatz verließen, mußten die Pioniere dem Denkmalpfleger versprechen, nicht etwa selbständig weiterzugraben. An der Grube wurde eine Tafel angebracht, die jedem das Betreten der Grube verbot.

Am nächsten Nachmittag durchfuhren drei Autos das Dorf und hielten vor der Grube. Die Pioniere halfen die verschiedensten Werkzeuge auszuladen, Hacken, Schaufeln, Spaten in jeder Größe. Dann wurden Fotoapparate aufgestellt. Die Baugrube, in der Thomas die Scherben gefunden hatte, konnte von einigen Helfern der Wissenschaftler erweitert werden. Daneben wurden vier neue Gruben angelegt.

„Kommt einmal her!“ rief einer der Forscher den Pionieren zu. Er war ein freundlicher, hochgewachsener Mann, der eine randlose Brille trug. Er hielt einen Gegenstand in der Hand. „Seht dieses Gefäß! Wenn wir es vom Lehm befreit haben, werdet ihr sehr schöne Verzierungen erkennen können. Es liegt bereits viele Jahrhunderte in der Erde.“

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte Thomas. „Das Gefäß sieht doch gar nicht so alt aus!“

Da führte der Forscher die Pioniere zum Rande der tiefsten Grube und wies auf die Stellen, an denen die Arbeiter Lehm und Sand frisch abgeschaufelt hatten. Man konnte erkennen, daß mehrere Lehm- und Sandschichten übereinanderlagen.

„Wir wissen ungefähr, wie alt diese Schichten sind. Das gleiche Alter haben die Funde, die darin liegen“, erklärte der Forscher.

Bis zum Nachmittag gruben die Forscher mit ihren Helfern. Lange Zeit fanden sie nichts. Plötzlich hob einer der Arbeiter den Arm und rief alle an seinen Arbeitsplatz. Ganz vorsichtig legte er mit den Händen einen Menschenknochen frei. Da – noch einer – ein dritter! Mit einem besonderen Werkzeug hob ein Forscher einen menschlichen Schädel aus der Erde. Morsch und brüchig waren diese Knochen, die viele hundert Jahre in der Erde gelegen hatten.

Inge wunderte sich, daß die Forscher jeden Fund fotografierten und jedes Knochenteilchen aufschrieben. Klaus wußte Rat: „Sie müssen doch später die einzelnen Teile wieder zusammensetzen können.“ Lange standen Inge und Thomas vor den Knochenresten. Beide dachten dasselbe: „Was für ein Leben werden diese Menschen geführt haben?“

Noch zwei Tage gruben die Forscher in Altenbach. Sie konnten feststellen, daß an der Stelle, an der die Baugrube ausgehoben worden war, vor vielen hundert Jahren eine menschliche Siedlung gestanden hatte.

Am letzten Tage besuchte der Geschichtswissenschaftler die Pioniere im Unterricht. „Ihr seid tüchtige Pioniere“, sagte er, „durch euren Fund sind wir ein Stück weitergekommen bei der Erforschung der Vergangenheit unserer Heimat. Ihr habt bei unserer wichtigen Arbeit geholfen. Wir laden euch deshalb ein, uns in Weimar zu besuchen.“ Mit lauten Jubelrufen dankten die Pioniere dem neuen Freund für die Einladung.

Zwei Wochen später standen die Pioniere mit ihrem Lehrer vor dem Gebäude des Museums für Vor- und Frühgeschichte in Weimar. Nach einigen Minuten begrüßten sie ihren neuen Freund. Der führte die Altenbacher Pioniere durch die Säle des Museums. Da standen Schränke, Regale und Kästen mit Glasscheiben. Staunend betrachteten die Pioniere Gefäße, Werkzeuge und Waffen, die man ausgegraben hatte.

„Hier sind unsere Funde!“ rief Thomas begeistert, als sie vor den Knochen standen, die in Altenbach ausgegraben wurden. Der Forscher lächelte und schloß die Tür eines anderen Zimmers auf. Dort standen in langen Regalen Bücher, große und kleine, dicke und dünne. „Es riecht etwas muffig“, flüsterte Inge. „Wie in Mutters altem Kleiderschrank“, meinte Klaus.

Der Forscher erklärte: „Ich habe euch vorhin Gegenstände gezeigt, die ausgegraben wurden. Diese Funde erzählen uns von der ältesten Zeit der menschlichen Geschichte. Seit einigen hundert Jahren aber gibt es Bücher. Aus diesen alten Schriften erfahren wir ebenfalls, was früher geschah.“

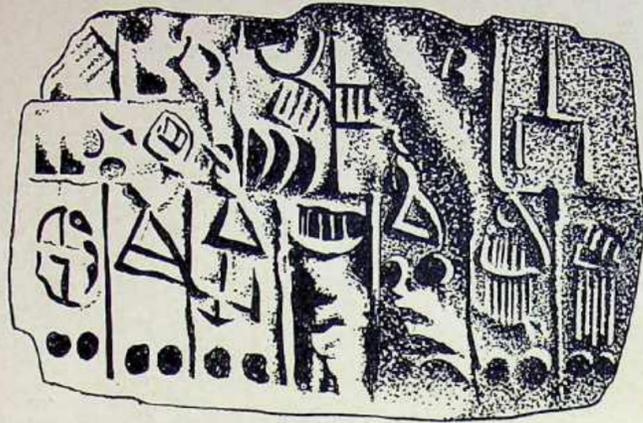
Thomas durfte ein Buch aufschlagen, die brüchigen Seiten wurden mit Hilfe eines besonderen Werkzeuges umgewendet. Andere Bücher waren so groß und schwer, daß zwei Männer sie tragen mußten. „Hier ist ein Buch, das vor mehr als vierhundert Jahren gedruckt wurde“, erklärte der Forscher. „Versucht einmal, die Schrift zu entziffern!“

Die grundtlichen vnd rech
ten haupt Artickel aller
baurischafft vnd hinderessen
der Geistlichen vnd Welt
lichen oberkeyten vonn
welchen sye sich be
schwert vermei
nen.

Thomas und Inge versuchten, die Schrift zu lesen. Aber ohne die Hilfe ihres Lehrers kamen sie nicht damit zurecht.

„Das ist die erste Seite einer Schrift“, erklärte der Geschichtsforscher weiter, „in der aufständische Bauern im Großen Deutschen Bauernkrieg im Jahre 1525 ihre Forderungen verkündeten.“

Er ging einige Schritte weiter. Herr Becker und die Pioniere folgten ihm. „Hier habe ich etwas ganz besonderes für euch!“ Der Geschichtswissenschaftler zeigte Tafeln aus Ton, die etwa fünftausend Jahre alt sind.



„Sieh mal“, sagte Thomas zu Inge, „was da für seltsame Zeichen eingritz sind – ein Rad und dort ein Haus. Es muß interessant sein, das zu entziffern.“

Ja, interessant waren alle die geheimnisvollen Dinge, die die Pioniere im Museum entdeckten. Sogar die Abbildungen von Felszeichnungen konnten sie betrachten. Auf einem Geweihstück, das viele tausend Jahre alt war, sahen sie, wie ein Jäger einen Wisent beschleicht.



„Ihr seht“, sagte ihnen der Forscher beim Abschied, „alles das, was in euren Geschichtslehrbüchern steht, ist nicht ausgedacht. Die Funde, Bücher, Tontafeln und Felszeichnungen erzählen uns, was früher geschah.“

Durch sie erfahren wir vom Leben der Menschen aus früheren Zeiten, von den Anstrengungen und Kämpfen der Menschen, das Leben zu verbessern.“

Lange noch sprachen die Pioniere von „ihrem“ Fund und vom Besuch bei „ihrem“ Geschichtsforscher. Thomas aber sagte zu Inge: „Die Geschichte ist doch ein sehr interessantes Gebiet. Wir müssen noch viel besser Geschichte lernen.“

AUS DER GESCHICHTE DER URGEMEINSCHAFT

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 7 bis 20.)

Jagd auf Wildpferde

Hart und schwer war das Leben damals, als die Menschen noch allein von der Jagd und vom Sammeln lebten. Häufig quälte der Hunger die Menschen. Es war schwierig, so viel Jagdtiere zu erbeuten, daß die Männer, Frauen und Kinder der Horde von diesem Fleisch satt wurden. Nieder geschlagen starrten die Frauen und Kinder auf die Jäger, wenn diese mit leeren Händen von der Jagd zurückkehrten.

Aber eines Tages atmeten alle erleichtert auf. Ein Späher meldete: „Eine große Herde von Pferden weidet in der Steppe!“ Neue Hoffnung auf reiche Beute ergriff die Mitglieder der Horde. „Wartet noch eine Weile, dann gibt es reichlich zu essen!“ trösteten die Frauen ihre hungrigen Kinder.

Die Jäger zogen unter Führung des Hordenältesten hinaus in die Steppe. „Dort drüben weiden die Pferde!“ Der Späher zeigte dem Ältesten die Herde. Noch war sie nicht deutlich zu erkennen. Nur die Köpfe und Rücken der Tiere ragten aus dem mannshohen Gras.

„Vorsichtig!“ mahnten die erfahrenen Jäger ihre jüngeren Gefährten. Sie hatten es schon oft erlebt, daß eine Herde von Pferden oder Bisons die Jäger vorzeitig bemerkt hatte. Dann waren die scheuen Tiere im wilden Galopp davongejagt. Die Jäger hatten noch keine Waffe, mit der sie die fliehenden Tiere einholen konnten. Es war also ein großes Unglück, wenn die Herde die Jäger zu früh erspähte.

„Wir müssen die Pferde dorthin treiben!“ sagte der Älteste und wies mit der Hand in jene Richtung, in der die weite, ebene Steppe durch einen steilen Abhang unterbrochen wurde. Die Männer nickten beifällig. Der Vorschlag des Ältesten gefiel ihnen.

Leise, aber sehr behende schlichen die Jäger durch das hohe Steppengras. Durch Zeichen verständigten sie sich darüber, wo sich die Pferde befanden, wie viele es waren und wohin sie liefen.

Enger und enger wurde die Kette der Jäger, die die Herde einkreisten. Schon waren die Pferde ganz deutlich zu sehen. Sie hatten große Köpfe, schlanke Beine, die Körper waren mit rauhem, langhaarigem Fell bedeckt.

Die Pferde wurden unruhig. Sie witterten den Feind und bereiteten sich zur Flucht vor. Aber es war zu spät. Auf drei Seiten waren sie von den Jägern umringt. Die Jäger schwenkten die Speiße und schrien laut. Es gab für die Pferde nur einen Ausweg. Erschrocken jagte die Herde in jene Richtung, in der keine Jäger standen. Gerade das wollten die Jäger. In ihrem wilden Galopp sahen die Pferde nichts mehr vor sich. Sie rasten auf den Steilhang zu. Ihre langen Mähnen und Schweife flatterten im Wind. Aber plötzlich war der Abhang da. Schon waren die vordersten der Tiere am Rande. Da bemerkten sie die Gefahr. Schnaubend bäumten sie sich auf. Aber es gab kein Halten: von hinten drängten die anderen Pferde stürmisch nach und stießen die vordersten weiter. Diese stürzten in die Tiefe und verendeten.

Die Jagd war zu Ende. Am Fuße des Felsens brannten die Lagerfeuer. Die Alten verteilten die Beute. Sie gehörte der ganzen Horde; denn die Jäger der ganzen Horde hatten ja die Beute erlegt. Die Männer, Frauen und Kinder waren fröhlich und guter Dinge. Die Jagdbeute war so groß und reich, daß es für längere Zeit keine Nahrungssorgen geben würde.

Vom Jagdspieß, Wurfspeer, Pfeil und Bogen

Die Menschen gingen nie einzeln, sondern in Horden auf die Jagd. Sie lernten Jagdspieße herzustellen. Eine Feuersteinspitze wurde mit einem hölzernen Schaft verbunden. Diese Waffe eignete sich besonders zur Bärenjagd. Vorher jagten die Menschen den Bären, indem sie Fallgruben anlegten und Steine auf ihn schleuderten.

Mit dem Jagdspieß jedoch konnten die Jäger einen Bären gut angreifen. Von allen Seiten stürmten sie mit ihren Speißen und steinernen Messern auf ihn los. Wenn der Bär einen Jäger erblickte, richtete er sich in seiner ganzen, riesigen Größe auf und stürzte sich auf den Jäger. Der Jäger streckte den Jagdspieß vor. Noch ehe der Bär den Jäger mit seinen mächtigen Tatzen erreicht hatte, bohrte sich die scharfe Feuersteinspitze des Jagdspießes in seinen Leib.

Der verwundete Bär rannte zwar wütend gegen den Speiß an, aber dadurch drang die Feuersteinspitze nur noch tiefer in seinen Körper. Schließlich brach der Bär tot zusammen.

Übel erging es jedoch dem Jäger, wenn der Schaft des Speißes in seinen Händen zerbrach. Kamen diesem Jäger die Gefährten nicht sofort zu Hilfe, dann packte der Bär den Menschen. Er drückte ihn zu Boden und zerriß ihm mit Krallen und Zähnen das Gesicht, die Schultern und die Brust.

Die Menschen jagten jedoch nicht nur solche Tiere wie den Bären, sondern auch Hirsche, Rehe und andere flinkere Tiere. Wenn die Jäger durch die Steppe zogen, erspähten sie Herden von Wildpferden und Bisons. Vorsichtig schlichen sich die Jäger an die Herden heran. Aber beim geringsten Geräusch sprangen die Tiere auf und flohen in wildem Galopp in die Steppe. Zur Jagd auf solche Tiere, die den Menschen nicht selbst angriffen, genügte der schwere Jagdspeiß nicht.

Aber die Menschen erfanden neue, bessere Waffen. Sie fertigten sie aus Knochen an.

Mit einem steinernen Meißel stemmte der Jäger aus einem Knochen eine leichte, scharfe Spitze heraus. Diese Spitze band er an einen hölzernen Schaft. So erhielt er eine neue Waffe – einen Wurfspeer.

Den schweren Jagdspeiß vermochte der Jäger einem davonlaufenden Pferd nicht nachzuschleudern. Den Wurfspeer mit seiner Knochenspitze dagegen konnte er werfen. Etwa fünfzig Schritte weit schleuderten die Jäger den leichteren Wurfspeer. Mit dieser neuen Waffe erbeuteten sie Pferde, Bisons, Hirsche und andere flinke Tiere, ehe diese entfliehen konnten.

Gewiß war es nicht leicht, ein laufendes Tier zu treffen. Es bedurfte dazu eines kräftigen Armes und einer sicheren Hand. Von Jugend an mußte der Jäger sich darin üben, den Wurfspeer zu schleudern. Dennoch geschah es meistens, daß bei der Jagd von zehn Speeren nur einer das Ziel erreichte.

Es vergingen Jahrhunderte und Jahrtausende. In dieser Zeit lernten die Jäger eine neue, noch bessere Jagdwaffe herzustellen. Die Jäger nahmen eine Tiersehne und zogen die Enden eines biegsamen Stabes mit dieser Sehne zusammen. So erhielten sie einen Bogen. Wenn die Jäger die Tiersehne spannten und dann losließen, konnten sie einen Pfeil davonschnellen. Solch ein Pfeil flog viel schneller und weiter als der mit der Hand geschleuderte Wurfspeer. Der Pfeil flog wie ein Habicht auf seine Beute zu.

AUS DEM LEBEN DER ALTEN ÄGYPTER, BABYLONIER UND CHINESEN

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1934, S. 56 bis 80.)

Vor etwa 5000 Jahren lebten in unserer Heimat die Sippen der Pflanzler und Zähler. Ihre Werkzeuge fertigten die Menschen aus Stein, Knochen und Holz an. Sie kannten weder den Pflug noch die Bronze oder gar das Eisen.

Aber weit im Süden, in Ägypten und den Ländern Vorderasiens, besaßen die Menschen vor 5000 Jahren schon bronzene Werkzeuge. Sie bestellten auch schon die Felder mit Hilfe des Pfluges. Viele Dinge, die den Menschen unserer Heimat noch unbekannt waren, kannten diese Völker schon. Aber die Bewohner Ägyptens und der Länder Vorderasiens lebten auch nicht mehr in Sippen. Die Zeit war vorüber, in der sie alles gemeinsam bearbeiteten und miteinander teilten, was sie zum Leben brauchten.

Die Menschen hatten nicht mehr gleiche Rechte und Pflichten. In Ägypten und den Ländern Vorderasiens gab es vor 5000 Jahren schon Reiche und Arme. Die Reichen zwangen Kriegsgefangene und verarmte Angehörige ihres eigenen Volkes, als Sklaven zu arbeiten.

Die Werktätigen dieser Länder, die Sklaven, armen Bauern und Handwerker, waren fleißige und tüchtige Menschen.

Wie die Ägypter den Nil bezwangen

Über ganz Nordafrika erstreckt sich vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer die große Wüste Sahara. Nur im Osten liegt, wie ein schmales, aber viele hundert Kilometer langes Tal, das Land Ägypten. Der Nil, einer der größten und wasserreichsten Flüsse der Erde, fließt durch dieses Tal und mündet in das Mittelmeer.

Ägypten glich einer fruchtbaren Insel in der Wüste. Es regnete zwar nur selten. Wenn aber in den Bergen, die viele hundert Kilometer südlich liegen und in denen der Nil entspringt, die Regenzeit einsetzte, trat der Fluß über seine Ufer. Er überschwemmte dann das ganze Tal. Aus diesem Grunde hatten sich die Ägypter auf höher gelegenen Stellen angesiedelt. Diese Orte ragten während der Überschwemmungen wie kleine Inseln aus den Fluten.

Nach einigen Monaten fiel das Wasser wieder. Es ließ auf den Äckern Schlamm zurück, der den Boden sehr fruchtbar machte. So bewässerte der Nil die Felder der Ägypter und düngte sie zugleich. Aber die Überschwemmungen fügten den Ägyptern oft auch großen Schaden zu. Stieg der Nil zu hoch, so verwüstete das Wasser die Siedlungen. Wohnungen wurden zerstört. Viele Menschen ertranken. Wenn aber in den Bergen im Süden ein regenarmer Sommer war, dann herrschten in Ägypten Trockenheit und Dürre. Die Bauern ernteten nur wenig Getreide, und viele Menschen verhungerten.

Doch die Ägypter nahmen den Kampf gegen die Fluten des Nils auf. Sie gruben Kanäle und schütteten Dämme auf. Sie legten künstliche Seen an, in denen sich während der Überschwemmungszeit das Wasser sammelte. Nun besaßen die Ägypter einen Vorrat an Wasser, den sie während der Trockenheit auf ihre Felder und Gärten leiten konnten. Die Ägypter lernten auch, ihre höher gelegenen Felder zu bewässern. Vom Nil oder von einem See aus gruben sie einen stufenförmigen Graben. Auf jeder Stufe bauten sie einen Ziehbrunnen und schöpften das Wasser mit Eimern aus Leder von Stufe zu Stufe.

In der heißen Jahreszeit mußten die Bauern jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, Wasser auf ihre Felder bringen. Hart und schwer war diese Arbeit. Aber die Ägypter waren jetzt nicht mehr so sehr wie früher vom Nil abhängig. Sie hatten begonnen, dem Fluß ihren Willen aufzuzwingen.

Der Bau der Cheops-Pyramide

In Ägypten bestimmten nicht mehr die Sippenversammlungen oder die Versammlung des Stammes, was geschehen sollte. Hier befahlen die reichen Grundbesitzer, die viele Sklaven besaßen. Die Reichen hatten die Regierung des Landes dem Pharao übertragen. So nannten die Ägypter den Herrscher ihres Landes.

Vor etwa 4600 Jahren regierte der Pharao Cheops. Damals war es in Ägypten Sitte, daß sich jeder Pharao ein riesiges, steinernes Grabmal bauen ließ. Sobald er seine Herrschaft angetreten hatte, begannen die Bauarbeiten.

Cheops ließ alljährlich viele Tausende Menschen, Sklaven und Bauern, für den Bau zusammentreiben. Sie arbeiteten in Gruppen von 100 000 Mann, jede Gruppe drei Monate lang. Insgesamt dauerte es 30 Jahre, bis diese Pyramide errichtet war. Zehn Jahre dauerte es, ehe die Wege angelegt waren, auf denen die Steinblöcke herbeigeschafft wurden. Jeder dieser Blöcke wog ungefähr fünfzig Zentner. Die Menschen mußten die riesigen Steine mit Hilfe von Baumstämmen, die ihnen als Rollen dienten, heranschleppen. Die Sklaven und Bauern wurden von den Aufsehern mit Peitschenschlägen zur Arbeit angetrieben. Hebekräne und Maschinen gab es damals noch nicht. Die Sklaven und Bauern mußten alle Arbeiten mit den Händen erledigen. Die einen bearbeiteten die Steine mit Hämmern und Meißeln, andere glätteten sie mit feuchtem Sand, wieder andere türmten die Blöcke zu einer riesigen Pyramide aufeinander. Dieser Bau war 146 Meter hoch. Die Länge jeder Grundseite betrug 230 Meter.

Viele Tausende von Menschen starben infolge der großen Anstrengungen in der sengenden Hitze und durch die grausamen Mißhandlungen. Diese Menschen sowie ungeheure Reichtümer wurden für die Pharaonen und für die Grundbesitzer geopfert. Alle Lasten trug das Volk. Hundertausende von Sklaven und Bauern mußten für die Interessen einer kleinen Schicht schwer arbeiten, und sehr viele mußten sterben! Diese werktätigen Menschen vollbrachten durch ihre Arbeit eine große Leistung. Noch heute bewundern wir die Bauwerke, die sie errichteten.

Das Buch aus Papyrus

An den sumpfigen Stellen der Nilufer wuchsen hochaufgeschossene Gräser mit kahlen, geraden Stengeln und Büscheln an der Spitze. Das waren die Papyruspflanzen. Aus diesen Pflanzen stellten die Ägypter ihr Schreibmaterial her.

Der Papyrusstengel wurde mit einer Nadel in feine, möglichst breite Streifen geteilt. Diese klebte man dann aneinander und bekam so ein Blatt. Diese Arbeit wurde auf großen, mit schlammigem Nilwasser begossenen Tischen gemacht: der Schlamm ersetzte den Leim. Man stellte die Tische schräg, damit das Wasser abfließen konnte.

Nun beschnitten die Ägypter die aneinandergeklebten Streifen und legten eine andere Schicht quer darauf, wie die Fäden in einem Gewebe. Dann wurde der ganze Stoß gepreßt, in der Sonne getrocknet und mit einem Nilpferdzahn oder einer Muschel poliert.

Es gab viele Sorten von Papyruspapier. Das beste gewannen die Ägypter aus dem Mark des Papyrusstammes. Ein daraus gewonnenes Blatt war etwa dreizehn Finger breit.

Die größten Papierfabriken lagen in der ägyptischen Stadt Alexandria. Von da aus wurde das „alexandrinische Papier“ nach Rom und in andere Länder versandt.

Wenn die Bogen fertig waren, klebte man sie zu langen Bändern zusammen. Manche Bänder wurden so über hundert Meter lang. Die Ägypter wickelten sie, damit sie nicht brachen, auf Stäbchen.

Die Zeilen, die darauf geschrieben wurden, reichten natürlich nicht über die ganze Länge des Bandes, sondern waren in Dutzende, bisweilen auch Hunderte von Spalten geordnet.

Eine Karawane auf dem Wege nach Babylon

Ungefähr 1200 km östlich des Niltals lag vor mehr als 3000 Jahren das Reich der Babylonier. Auch hier regierten die Reichen, die Sklavenhalter, wie in Ägypten. Sie zwangen die Sklaven, armen Bauern und Handwerker, für die Herrscher des Landes zu arbeiten.

In den Hafestädten landeten Schiffe, die Waren aus anderen Ländern Vorderasiens brachten: Metalle, Hölzer und wertvolle Steine. Babylonische Kaufleute boten auf den Straßen ihre Waren an. Lange Reihen von Treibern standen mit ihren Lasteseln bereit, um die Lasten und Ballen, die die Schiffe brachten, weiter ins Innere des Landes zu transportieren.

Wenn alle Lasten verteilt waren, wurde eine Karawane zusammengestellt. Der Weg der Karawane führte auf den Deichen des großen Flusses Euphrat entlang. Auch hier in Babylonien gab es Bewässerungskanäle, die Wasser auf die abgelegenen Felder leiteten. Sklaven bedienten die Schöpfräder, die das Wasser in die höher gelegenen Gräben hoben. In sengender Hitze arbeiteten zahlreiche Sklaven auf den Feldern.

Die Karawane legte in einigen Tagen einen Weg von mehreren hundert Kilometern zurück. Dann erreichte sie die große Stadt Babylon. Vor den Toren der Stadt begegnete ihr eine Gruppe von Jägern, die von der Jagd zurückkehrte. Lasttiere schleppten die Beute mit: Hirsche, Wildschweine, Antilopen und einen Löwen, ferner Wölfe, Füchse und Schakale.

In den Gärten vor der Stadt wuchsen Äpfel, Wein und Feigen.

In einer Ziegelei trugen Sklaven weichen Tonschlamm heran, mischten ihn mit Häcksel und kneteten ihn mit den Füßen. Andere Sklaven füllten den Brei in Holzformen und strichen ihn glatt. Die geformten Ziegel brachten sie auf den Trockenplatz. Später wurden die Steine in die Stadt gefahren.

Durch das breite Stadttor zog die Karawane in das Innere der Stadt. Die schmalen Straßen waren sehr belebt. Auf dem Marktplatz boten Händler ihre Waren an. Auf dem Sklavenmarkt standen Scharen von hochgewachsenen, dunkelhäutigen Männern und Frauen zum Verkauf. Die Sklavenhändler priesen die Sklaven mit lauter Stimme an. Kräftige junge Männer wurden als Lastträger an die Besitzer von Schiffen verkauft. Kinder, die roh von ihren Müttern getrennt wurden, weinten, als ihre Eltern in die Sklaverei verkauft wurden und sie allein zurückblieben.

Von der Wissenschaft bei den alten Babyloniern

Abseits der Gassen erhob sich ein prachtvolles Gebäude, der Tempel. Das unterste Stockwerk bildete eine große, quadratische Grundfläche. Das nächste Stockwerk war etwas schmaler, und jedes folgende Stockwerk war wieder etwas kleiner.

Im Tempel wohnten die Priester. Sie lebten von der Arbeit der Sklaven und von den Abgaben an Vieh und Getreide, die die Bauern an den Tempel abliefern mußten. So hatten die Priester auch Zeit und Gelegenheit, sich mit dem Wachstum der Pflanzen und dem Lauf der Gestirne zu beschäftigen. Sie kannten die einzelnen Sternbilder und beobachteten ihren Lauf. Nach den wechselnden Formen, in denen sich der Mond am Himmel zeigt, zählten sie die Monate. Sie teilten auch die Wochentage ein und nannten sie nach den Sternen oder nach ihren Gottheiten. Den Sonntag benannten sie nach der Sonne, den Montag nach dem Mond.

Jahrelang hatten sie die Überschwemmungen beobachtet und ihre regelmäßige Wiederkehr mit dem Lauf der Sterne verglichen. Danach konnten sie den Bauern alljährlich den Beginn und das Ende des Hochwassers voraussagen.

Durch ihre Zeitberechnungen lernten die Priester auch die Wissenschaft von den Zahlen näher kennen. Wir rechnen mit Zehnern und Hunderten. Bei den alten Babyloniern war sechzig die Einheitszahl. Noch heute werden wir daran erinnert; denn wir wissen, daß die Stunde sechzig Minuten und die Minute sechzig Sekunden zählt. Auch unsere Stückmaße — ein Dutzend = 12 Stück, eine Mandel = 15 Stück, ein Schock = 60 Stück — stammen von den Babyloniern.

Die Große Chinesische Mauer

Weit östlich von den Völkern Ägyptens und Vorderasiens lebte schon vor mehreren tausend Jahren ein anderes großes Kulturvolk, die Chinesen. Vor ungefähr 3000 Jahren entstanden in China mächtige Reiche, die von Königen und Grundbesitzern beherrscht wurden.

Vor mehr als 2000 Jahren begannen die Chinesen eine riesige Mauer zu bauen. Sie wurde entlang der chinesischen Grenze errichtet und diente zum Schutz gegen die Einfälle benachbarter Stämme. Diese Mauer wurde die „Große Chinesische Mauer“ oder „Mauer der 10 000 Li“ (das sind etwa 2500 km) genannt. Mehrere Jahrzehnte dauerte es, bis dieses Befestigungswerk fertiggestellt worden war. In späterer Zeit mußte es dauernd ausgebessert und auch erweitert werden.

Die Mauer wurde anfangs aus gestampftem Lehm und Sand erbaut, später aber mit Ziegeln verkleidet und mit Steinplatten bedeckt. Eine ungeheure Arbeitsleistung vieler Tausender von Menschen war notwendig, um dieses Bauwerk zu errichten, das sich über Berge und durch Ebenen erstreckte. Auf Befehl des Königs mußten bis zu 400 000 Sklaven und Bauern an der Großen Mauer arbeiten. Die Mauer war so hoch wie ein dreistöckiges Haus und so breit, daß drei Wagen darauf bequem nebeneinander entlangfahren konnten. Auf der ganzen Länge der Mauer von etwa 2500 km erhoben sich in bestimmten Abständen viereckige Türme, unter denen große Tore hindurchführten.

Die Chinesen erfanden das Papier

Vor etwa 2000 Jahren, zu einer Zeit, da die Römer noch auf ägyptischem Papyrus schrieben, konnten die Chinesen bereits Papier herstellen. Sie benutzten dazu Bambusfasern, besondere Gräser und Lumpen. Alles das schütteten sie in ein Gefäß und verrührten es mit Wasser zu einem Brei. Aus diesem Brei gossen sie Papier.

Als Form zum Gießen diente ihnen ein kleiner Rahmen mit einem Netzboden aus dünnen Bambusstäbchen und Seidenfäden. Man goß etwas Brei in die Form und schüttelte sie so lange hin und her, bis die Fasern sich verflochten und zu Filz wurden. Das Wasser floß ab, und auf dem Netz blieb schließlich ein roher Bogen Papier zurück. Man nahm ihn behutsam ab und legte ihn zum Trocknen auf eine Tafel in die Sonne. Dann wurde das Papier in Stößen unter die Holzpresse gelegt.

Von den Lampenschirmen aus Papier bis zu den Büchern und den Porzellanvasen, auf welchem Gebiet auch immer, überall haben die Chinesen eine bewundernswerte Geduld und Erfindergabe bewiesen. Die Chinesen waren schon vor mehreren tausend Jahren allen europäischen Völkern auf vielen Gebieten weit voraus: in der Erfindung des Porzellans, der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, des Papiers. Viele Jahrzehnte mußten vergehen, bis das Papier aus Asien nach Europa gelangte.

China — Land der Seide

China ist in der ganzen Welt als das Land der Seide bekannt.

Schon vor über 2000 Jahren betrieben die chinesischen Bauern Seidenraupenzucht. Sie züchteten Seidenraupen und pflanzten Maulbeerbäume, deren Blätter den Raupen als Nahrung dienten. Die Seidenraupen spannen einen Faden bis zu etwa 900 Meter Länge.

Mit geschickten Händen wickelten die Chinesen die Seidenfäden ab, spannen die Seide und webten wertvolle Stoffe, die weit über die Grenzen Chinas hinaus sehr begehrt waren. Kaufleute brachten die Seide auf Handelswegen durch ganz Asien bis an die Küste des Mittelmeeres. Die Straße, auf der die Seide transportiert wurde, hieß Seidenstraße. Besonders zwischen China und Indien bestand damals ein reger Seidenhandel.

ZUR GESCHICHTE DES RÖMISCHEN SKLAVENHALTERSTAATES

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 125 bis 158.)

Was sich die Römer über die Gründung ihrer Stadt erzählten

Die Hauptstadt der latinischen Gemeinden war Alba Longa. Als einst die Tochter des Königs, der dort herrschte, Zwillinge gebar, raubten neidische Verwandte die Knaben, legten sie in ein Körbchen und setzten sie im Tiber aus.

Zufällig war jedoch der Fluß über die Ufer getreten und hatte die Ebene weit und breit überschwemmt. Als sich das Wasser verlief, blieb der Korb unter einem Feigenbaum hängen. Eine Wölfin fand die Kleinen, beleckte und säugte sie.

Bald darauf kam ein Hirt in diese verlassen Gegend. Er hörte das Wimmern, ging den Stimmen nach und entdeckte die beiden kräftigen Knaben. Er nahm sie mit nach Hause, zog sie auf und nannte sie Romulus und Remus.

Sie wuchsen zu stattlichen jungen Männern heran. Bei allen Spielen und Wettkämpfen waren sie die ersten. Bald behagte ihnen aber das Hirtenleben nicht mehr. In eine Stadt wollten sie nicht übersiedeln. Da hätten sie in einer elenden Hütte an der Stadtmauer wohnen müssen. So beschlossen sie, eine eigene Stadt zu gründen.

Sie wählten die Stelle, wo sie der Hirt aufgelesen hatte. Von allen Seiten strömten Jünglinge herbei.

Zuerst mußte der Umfang der künftigen Stadt bestimmt werden. Romulus zog mit einem Pflug die Furche. Der kleine, dabei entstehende Wall deutete die Mauer an. Als sein Bruder Remus das sah, lachte er spöttisch und sprang viele Male herüber und hinüber. Das verdroß seinen Bruder; er wurde zornig und durchbohrte Remus mit seiner Lanze. Dabei rief er: „So soll jeder sterben, der es einmal wagen sollte, über meine Mauer zu steigen!“

Römische Sklavenhalter kaufen Sklaven

Im Hafen von Delos¹ geht ein heißer Tag zu Ende. Von der See her weht ein leichter, kühler Wind. Er bringt nach der Hitze des Tages etwas Linderung für die Menschen im Hafen und in der Stadt.

An der langen Hafenummauer haben viele Schiffe festgemacht. Aus allen Teilen des Mittelmeeres sind sie hier vor Anker gegangen. Auf der Hafenummauer und auf den Schiffen herrscht lebhaftes Treiben. Unter den Seglern fällt einer besonders auf. Seine Spitze ist reich verziert. Sie läuft in einem Drachenkopfaus. Das Schiff gehört Kimon, einem griechischen Kaufmann aus Syrakus auf der Insel Sizilien. Sein Schiff hat erst vor einer halben Stunde angelegt. Er selbst läßt eben die Sklaven, die bisher am Mast gelagert haben, in den stickigen Raum zu den Rudersklaven treiben.

Kimon hält sich am Ruder auf und zählt nach, ob auch keiner der Sklaven fehlt. Neben ihm steht sein Sohn Sarafis. Dieser lacht plötzlich auf und zeigt auf zwei Sklaven, die man eben in den Raum treibt, und ruft:

„Sieh, Vater, welch ein komisches Paar! Einer groß und breit und der andere klein und schmal! Wer sind diese beiden?“

Kimon lächelt und sagt:

„Mein Sohn, der große heißt Jorgos. Bei einem Gefecht mit den Römern kam er in Gefangenschaft. Ich habe ihn sehr billig kaufen können. Der andere, über den du wohl so gelacht hast, ist mein wertvollster Sklave. Er heißt Nikos und stammt aus Alexandria². Er ist ein sehr gelehrter Mann. Auf der Fahrt nach Sizilien wurde Nikos von Seeräubern gefangen genommen. Ich kaufte ihn den Seeräubern ab. Sie sind ja gute, alte Geschäftsfreunde von mir.“ Der Sklavenhändler reibt sich vergnügt die Hände. „Die beiden werden mir hier viel Geld einbringen.“

Inzwischen sind alle Sklaven eingeschlossen worden. Zwei bewaffnete Knechte bewachen die Tür. Sie hören ohne jedes Mitgefühl das Stöhnen der Sklaven in dem muffigen, engen Raum, denen die Hitze sehr zu schaffen macht.

Der Schiffseigentümer und sein Sohn verlassen das Schiff. Kimon will seinen Freund besuchen. Langsam schreiten sie die Uferstraße entlang und

¹ Griechische Insel im östlichen Mittelmeer.

² Stadt in Ägypten.

treten dann in ein großes Haus, das an einem Berghang liegt. Der Türsklave meldet seinem Herrn die Gäste, die dieser freudig begrüßt. In einem prachtvoll ausgestatteten Raum lassen sie sich nieder.

Ein Haussklave bringt Wein und kalten Braten. Die Gäste greifen eifrig zu. Höflich erkundigt sich der Hausherr nach Kimons Befinden und nach dem Verlauf der Fahrt. Nachdem sie gespeist haben, beginnt Kimon das geschäftliche Gespräch. Er räuspert sich, streicht über seinen dunklen Bart und meint dann:

„Mein Freund, ich habe schöne Sklaven mitgebracht. Es wird ein gutes Geschäft werden.“

Der Hausherr horcht auf; ein gutes Geschäft, da will er sich gern beteiligen. Liebenswürdig sagt er:

„Freund Kimon, du weißt, wir haben manches gute Geschäft miteinander gemacht. Ich bin gern bereit, dir meine Verkaufsstände auf dem Markt zur Verfügung zu stellen. Morgen früh können meine Knechte deine Sklaven zum Markt treiben.“

Eine Weile feilschen die beiden Sklavenhändler noch darum, wie der Gewinn verteilt werden soll. Dann gibt Kimon dem Hausherrn die Hand. Das Geschäft ist beschlossen.

Strahlend steigt die Sonne am anderen Morgen aus dem Meer. Sie läßt die Wellen silbern aufblitzen. Noch ist Ruhe im Hafen. Sie wird nur ab und zu von den Schritten der Schiffswachen und ihren leisen Gesprächen unterbrochen.

Plötzlich hört man laute Stimmen auf der Uferstraße. Kimon kommt mit den Knechten seines Geschäftsfreundes. Auf dem Schiff stoßen sie die Tür zum Raum der Rudersklaven auf. Die Knechte treiben die Sklaven auf das Deck.

Jorgos dehnt und streckt sich. Schrecklich war die Nacht in dem muffigen, feuchtheißen und dunklen Raum. Er saugt gierig die würzige Seeluft ein und blinzelt geblendet zur Sonne.

Lange Zeit zum Dehnen und Strecken bleibt ihm aber nicht; schon wird er zu Nikos gestoßen. Seine linke Hand wird an Nikos' rechte gebunden. Schmerzhaft schneiden die Fesseln ins Fleisch.



Die Sklaven werden vom Schiff geführt. Es geht die Uferstraße entlang. Dann biegen sie in eine Seitenstraße ein. Diese steigt etwas an und führt zu einem großen, rechteckigen Platz. Einstöckige Häuser mit überdachten Vorbauten umgeben den Markt. Auf diesen Vorbauten werden die Sklaven zum Verkauf aufgestellt.

Kimons Sklaven werden zu einem Haus auf der rechten Seite des Marktes geführt. Dort werden sie auf dem Vorbau an eiserne Ringe gebunden, die sich in kurzen Abständen an der Hauswand befinden. Jedem Sklaven hat man eine Tontafel umgehängt. Auf der Tafel von Jorgos steht:

Jorgos, 31 Jahre alt. Kostet 150 Drachmen¹.
Für Bergwerks- und Landarbeiten geeignet.

Nikos' Tafel enthält folgende Angaben:

Nikos, 42 Jahre alt. Kostet 350 Drachmen. Nikos kann rechnen, schreiben und lesen. Er spricht mehrere Sprachen und kann als Lehrer, Schreiber, Übersetzer und auch als Verwalter größerer Güter verwendet werden.

Auf den Tafeln der anderen Sklaven stehen ähnliche Angaben.

Immer mehr gefesselte Sklaven werden zu den Ständen geführt. Man hört die rauhen Stimmen der Sklavenhändler, die die Sklaven mit Schimpfworten und Schlägen zu den Verkaufsständen treiben.

Auch am Nebenhaus sind schon Sklaven zur Schau gestellt worden. Sie stammen aus Afrika. Nikos erklärt Jorgos, daß es Nubier sind. Sicherlich wurden sie bei einer Sklavenjagd am oberen Nil² in ihren Dörfern gefangengenommen. Viele Frauen und Kinder sind dabei.

Rechts von Jorgos und Nikos sind große, bärtige Männer angebunden. Sarafis, der Sohn des Sklavenhändlers, zeigt auf die bärtigen Sklaven und fragt seinen Vater: „Was sind denn das für Kerle?“

Kimon dreht sich um, mustert kurz die Sklaven und antwortet: „Das sind Skythen von der Schwarzmeerküste. Sie sind gefürchtete Krieger.“

¹ Griechische Silbermünze.

² Fluß in Ägypten.

Die Römer kaufen sie gern. Sie bilden sie zu Gladiatoren aus oder halten sie als Leibwächter.“

Der Markt hat sich inzwischen mit Menschen gefüllt. Viele Kauflustige mustern die Sklaven. Ab und zu bleiben Käufer an einem Stand stehen und betasten die Muskeln der Sklaven.

Jorgos, dessen Herz heftig klopft, sieht plötzlich zwei vornehm gekleidete Männer auf Kimons Stand zukommen. Sie sind aus Rom und suchen Sklaven für die Feldarbeit auf ihren großen Gütern. Außerdem will der Ältere von ihnen noch einen Sklaven als Lehrer für seinen Sohn kaufen.

Die Römer betrachten und befühlen Kimons Sklaven. Jorgos sagt ihnen zu. Sie beginnen mit Kimon über den Preis zu verhandeln. Kimon preist die Vorzüge des Jorgos und spricht: „Seht euch doch den Sklaven an! Hat er nicht Muskeln wie ein Stier? Ist er nicht groß und stark wie ein Bär? Hat er nicht ein Gebiß wie ein Löwe? Gebt 150 Drachmen, dann sollt ihr ihn haben!“

Die Römer schütteln den Kopf. Das ist ihnen zuviel Geld für den Sklaven. Sie wenden sich zum Gehen. Kimon springt auf, eilt auf die Römer zu, hält den einen an der Toga¹ fest und ruft: „Bleib, Freund! Nimm ihn für 120 Drachmen!“

Die Römer kehren um und zählen ihnen das Geld vor. Auch Nikos wird von ihnen eingehandelt. Er wechselt für 300 Drachmen seinen Besitzer. Die beiden Sklaven werden von den Ringen losgebunden und von Hausklaven der Römer gefesselt davongeführt.

An verschiedenen Ständen machen die Römer halt, um noch andere Sklaven zu kaufen. Bald hat sich die Gruppe auf elf Männer und drei Frauen erweitert. Einer der Römer will noch eine Hausklavin kaufen. Seine Wahl fällt auf eine junge Frau mit zwei Kindern von acht und zehn Jahren. Er erklärt dem Händler, daß er nur die Frau haben will. Sie wird losgebunden und soll zu den Sklaven der Römer geführt werden. Ihre Kinder schreien und weinen. Die Mutter drückt ihre beiden Jungen an sich und rührt sich nicht vom Fleck. Der Sklavenhändler winkt seinen Knechten, die die Kinder von der Mutter wegreißen. Die Frau wird zu der Gruppe von Jorgos gestoßen. Sie schluchzt verzweifelt und ruft nach ihren Kindern. Die

¹ Römisches Kleidungsstück.

Sklavenhalter aber haben kein Erbarmen. Sie lassen die Sklaven und die unglückliche Mutter zu ihrem Schiff treiben.

Jorgos und andere kräftige Sklaven werden in den Schiffsraum geführt. Sie sollen auf der Heimfahrt nach Rom mit rudern, denn auf der Herfahrt sind einige Rudersklaven an Entkräftung gestorben. Die anderen Sklaven, unter ihnen auch Nikos, lagern gefesselt am Mast.

Die Sonne ist im Meer versunken. Es beginnt zu dunkeln. Über Nikos und den anderen Sklaven leuchten die Sterne. Nikos fühlt, daß er seine sonnige Heimatstadt Alexandria nie wiedersehen wird.

Der große Sklavenaufstand unter Spartacus

Der Beginn des Aufstandes

In Capua, einer Stadt südlich von Rom, besaß Lentulus Batiatus eine Gladiatorenschule. Er ließ Sklaven aus vielen von Rom unterworfenen Ländern zu Gladiatoren ausbilden. Diese mußten im Zirkus gegeneinander kämpfen, bis einer von ihnen tot zusammenbrach. Die reichen Römer ergötzen sich an diesen grausamen, blutigen Schauspielen.

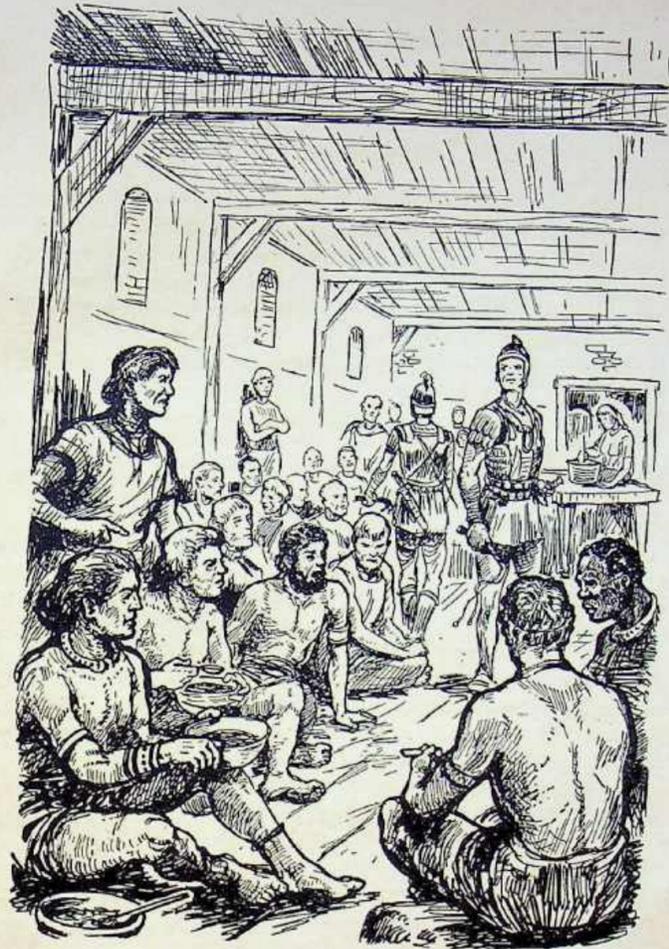
Im Jahre 74 v. u. Z. erhoben sich die Sklaven der Gladiatorenschule in Capua gegen ihre Peiniger.

Schon oft hatte Spartacus in der Gladiatorenschule des Lentulus Batiatus abends auf seinem Haufen Stroh gelegen. Er dachte an die heimatlichen Berge und Wälder. Wie lange war es nun schon her, daß ihn die Römer hierher, ins Land Italien, in die Sklaverei verschleppt hatten? Schön mußte es jetzt im heimatlichen Thrakien¹ sein.

Aber nicht immer träumte Spartacus so. Wie schon oft in letzter Zeit, saß er auch heute bei den anderen Sklaven, bei seinen Freunden. Alle schauten gespannt auf Spartacus, der mit gedämpfter Stimme fragte: „Wollt ihr euch gegenseitig umbringen, damit die Römer ihre Freude daran haben? Halten wir doch zusammen, befreien wir uns aus unsrer Knechtschaft!“

Die Männer mit den von Leid gequälten Gesichtern stimmten Spartacus zu. „Ja, er hat recht!“ Sie rückten enger zusammen und berieten, wie sie die Freiheit zurückgewinnen könnten. Sie beschloßen, am anderen Morgen gemeinsam zu fliehen. —

¹ Landschaft auf dem Balkan im heutigen Bulgarien.



Als der nächste Morgen graute, kam einer der Sklaven erregt zu Spartacus gelaufen: „Verrat!“ rief er. „Die Römer haben die Wachen am Tor verstärkt!“

Spartacus überlegte nicht lange. Er forderte die Sklaven auf: „Vorwärts, Freunde, bewaffnet euch! Wir müssen mit Gewalt durchbrechen!“

Die Sklaven rüsteten sich schnell zum Kampf. Sie nahmen alles, was als Waffe dienen konnte, Messer und Fleischbeile, Bratspieße und Röstgabeln. Sie nahmen die Keulen, mit denen das Getreide zerstampft wurde, und hölzerne Stangen mit einem schweren Holzknauf an einem Ende, die sie als Schlag- oder Wurfwanne benutzen konnten. Mochte es auch wenig sein, sie hatten jedenfalls Waffen!

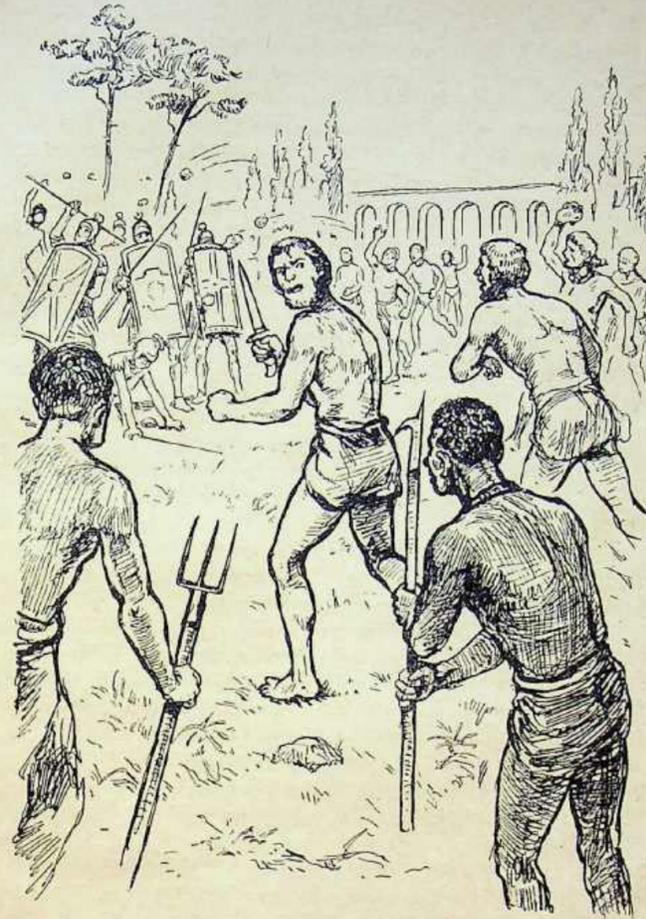
Die Wachen am Tor hielten dem Ansturm der bewaffneten Sklaven nicht lange stand. Spartacus und etwa 70 seiner Freunde gelang es, durchzubrechen.

Spartacus und seine Freunde waren noch nicht weit gekommen, da stießen sie auf eine Abteilung römischer Legionäre. Der Besitzer der Gladiatorenschule hatte sie zu Hilfe gerufen. Die etwa 50 Mann starke Abteilung, mit Schwert, Schild und Speer bewaffnet, versperrte den Sklaven den Weg. Es blieb Spartacus und den Seinen nichts anderes übrig: sie mußten mit ihren kümmerlichen Waffen gegen die schwergerüsteten Legionäre kämpfen. Schon hoben die Soldaten die Speere und gingen im Laufschrift gegen die Sklaven vor.

Spartacus befahl den Gladiatoren, auszuschwärmen. Sofort eilten die Sklaven nach allen Seiten auseinander. Die Legionäre stutzten, ihre Schritte wurden langsamer. Sie blieben unentschlossen stehen. Die Gladiatoren bildeten einen weiten Kreis, etwa zweihundert Schritte im Durchmesser. In der Mitte des Kreises standen die Soldaten, die sich hierhin und dorthin wandten und ihre Speere schlangen, ohne sie werfen zu können; denn ihre Reichweite betrug höchstens fünfzig Schritt.

„Steine!“ schrie Spartacus. Er lief um den Kreis, leichtfüßig, geschmeidig. „Werft Steine!“

Ein Hagel von Steinen zwang die Soldaten nieder. Die Luft war erfüllt von fliegenden Steinen. Weitere Sklaven, die aus der näheren Umgebung herbeigelaufen kamen, schlossen sich den Gladiatoren an.



Die Soldaten duckten sich unter ihre großen Schilde, aber das gab den Gladiatoren die Möglichkeit, vorzustößen, zuzuschlagen und sich wieder zurückzuziehen. Die Soldaten versuchten, aus dem Kreis auszubrechen und warfen ihre Speere. Doch nur ein einziger Gladiator wurde getroffen. Die anderen warfen sich auf die Soldaten und schlugen sie zurück. Die Soldaten wehrten sich, aber immer mehr von ihnen sanken von Steinen getroffen oder unter den Schlägen der Gladiatoren zu Boden. Die letzten versuchten zu fliehen. Doch auch sie wurden von den Sklaven erschlagen.

Die Schlacht gegen ein römisches Heer

Immer mehr Sklaven schlossen sich Spartacus an. Sie bildeten schließlich ein großes Heer. Über drei Jahre kämpften die Sklaven heldenhaft gegen römische Legionen. In vielen Schlachten fügten sie ihren Unterdrückten schwere Niederlagen zu. Eines Tages hatten die Römer abermals ein starkes Heer gegen die Sklaven aufgeboden, um sie zu vernichten.

Die Führer des Sklavenheeres beschlossen, das römische Heer von der Seite anzugreifen. Aber kaum waren die Führer der verschiedenen Abteilungen zu ihren Kämpfern zurückgekehrt, als die Römer plötzlich den Angriff auf die Mitte des Sklavenheeres eröffneten.

Die Führer des Sklavenheeres konnten kaum eine Stunde lang vom Befehlszelt aus eine geordnete Verteidigung leiten. Dann waren die Römer bis zu ihnen vorgestoßen. Das Befehlszelt wurde zerstört. Um Spartacus tobte die Schlacht. Er und die anderen Führer des Sklavenheeres wehrten sich nur noch mühsam gegen die anstürmenden Römer. Die Römer wußten, daß Spartacus hier war. Die Soldaten drangen vor, angetrieben von ihren Offizieren; sie kämpften und schlugen, um Spartacus zu erreichen, ihn niederzuwerfen, ihn zu töten.

Spartacus und die anderen Führer des Sklavenheeres waren in höchster Bedrängnis. Da kam ihnen eine Abteilung Sklaven zu Hilfe. Spartacus winkte den Gefährten aufmunternd mit dem Schwerte zu. „Was für ein Kampf!“ schrie er, „Was für ein Kampf ist das!“

Noch nie hatten römische Legionäre gegen solche Gegner gekämpft! Andere Soldaten krochen aus der Schlacht, wenn sie verwundet waren. Die Sklaven kämpften weiter, bis sie starben.

Andere Soldaten brachen eine Schlacht ab, wenn die Sonne unterging. Die Sklaven kämpften in der Dunkelheit und kannten keine Ruhe; denn sie kämpften für ihre Freiheit!

Da begann sich die Furcht in den Römern zu regen, die Furcht vor den Sklaven.

Die römischen Legionäre waren müde. Sie hatten kaum noch die Kraft, ihre Schilde zu halten und ihre Schwerter zu heben. Aber die Sklaven spürten keine Müdigkeit. Von den Söldnern wichen zehn, dann hundert. Aus den hundert wurden tausend, zehntausend. Plötzlich wurde das römische Heer von einem wilden Schrecken erfaßt. Die Römer begannen, ihre Waffen wegzurufen und zu laufen. Ihre Offiziere versuchten, sie aufzuhalten, aber sie töteten ihre Offiziere. Schreiend vor Schrecken liefen sie vor den Sklaven davon. Die Sklaven eilten ihnen nach. In weiter Runde war der Boden mit Römern bedeckt, die auf den Gesichtern lagen, Wunden im Rücken.

DAS LEBEN IM GERMANISCHEN DORF

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 159 bis 163.)

Auszug zur Jagd

Der Herbstmorgen ist kühl. Noch hat die Sonne, die soeben im Osten aufgegangen ist, das Erdreich mit ihren Strahlen nicht erwärmt. Hinter Baumgruppen und Holundergebüsch halb versteckt liegt die Siedlung der Germanen. Die weißen Giebel ihrer Häuser schimmern durch die Holunderbüsche, die ihre Blätter schon verlieren. Aus den Öffnungen in den mit Schilf bedeckten Dächern steigen Rauchwölkchen empor. Der Rauch kräuselt sich fein im Morgenwind.

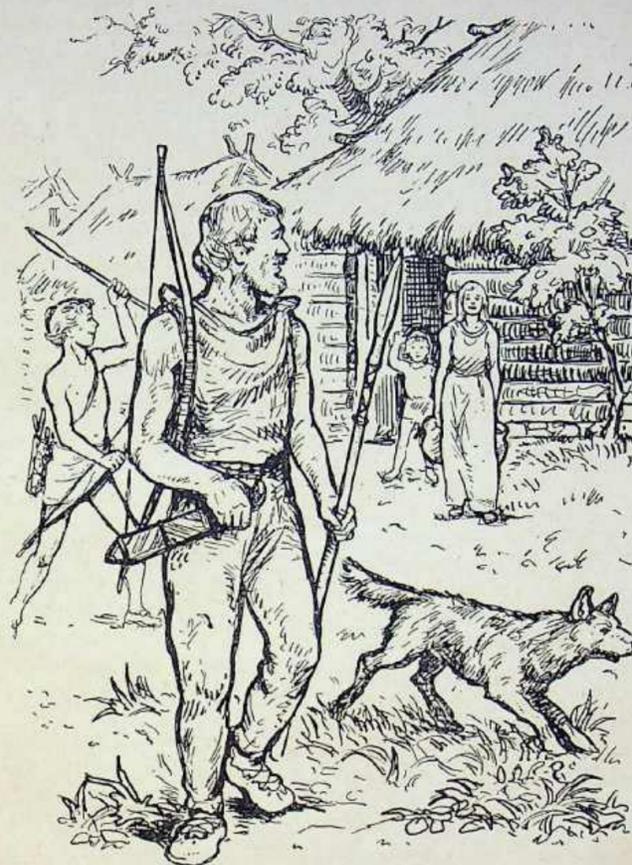
Ein kräftiger Mann tritt aus einem der Häuser. Es ist Gerhart. Tief atmet er die frische Morgenluft ein. Das Wetter erscheint ihm günstig für die Jagd, die von den Sippenossen für den heutigen Tag beschlossen worden ist.

Gerhart geht ins Haus zurück. Im halbdunklen Wohnraum des Hauses hantiert seine Frau am Feuer mit dem Kessel. Sie bereitet ihm das Morgenmahl und die Wegzehrung für die Jagd. Gerhart geht auf seine Schlafstätte zu und nimmt seinen Bogen. Prüfend spannt er ihn.

Inzwischen sind die Kinder wach geworden. Aufgeregt fragt Odo, der Älteste: „Vater, darf ich zur Jagd mitgehen? Du hast es mir versprochen!“ „Ja, du darfst mitgehen“, lacht der Vater. „Die Sippenossen haben es erlaubt.“

Odo springt schnell auf und bereitet sich auf seine erste Jagd vor.

Bald ruft ein Hornsignal die Jäger zusammen. Die Strahlen der Morgensonne vergolden die Giebel der Häuser. Der Wind ist stärker geworden. Auf dem Versammlungsplatz treffen sich die Männer und älteren Jünglinge. Ihre Hunde bellen vor Ungeduld. Die Jäger tragen das Kurzschwert an der Seite. In der linken Hand halten sie den Speer, in der rechten den schlanken Bogen. An der Seite hängt der Köcher mit den Pfeilen. Ein Stück geräuchertes Fleisch ist in einer Felltasche verborgen. Gerhart sagt mit lauter Stimme:



„Der Wind steht gut. Der Tag verspricht uns Jagdglück. Der Bär riß manches Schaf aus unserer Herde. Wir müssen ihn endlich erlegen!“

Die Jäger nicken beifällig. Gerhart muß es wissen. Er ist der klügste und erfolgreichste Jäger der Siedlung. Er kennt die Wildpfade und Tränken der Tiere. Deshalb haben sie ihm auch die Leitung des Jagdzuges übertragen. Gerhart gibt das Zeichen zum Aufbruch. An der Spitze der Jäger schreitet er voran. Bald sind sie den Blicken der daheim gebliebenen Frauen und Kinder entschwunden.

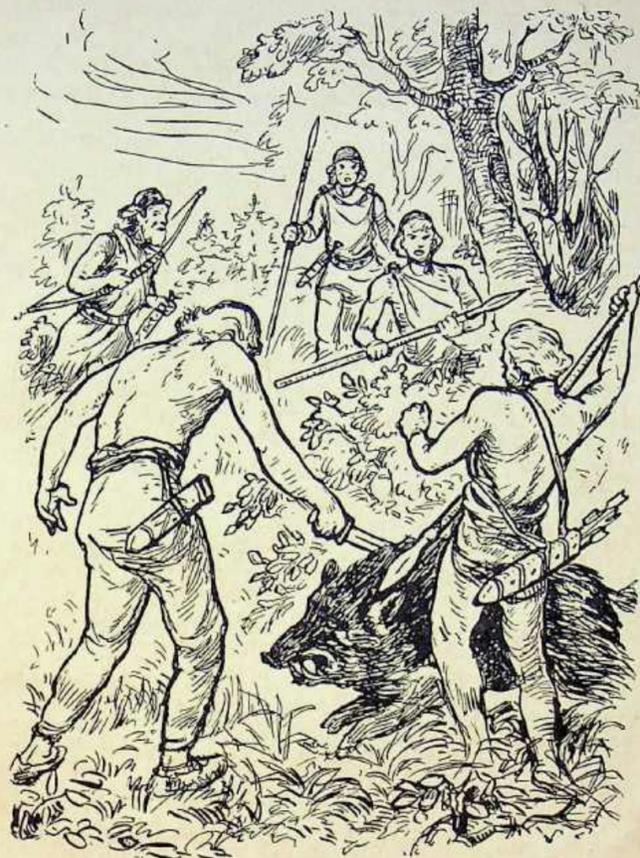
Die Jagd

Der Weg der Jäger führt an den abgeernteten Feldern vorbei. Da drüben weidet ihr Vieh. Bewaffnete Wächter und zottige Hunde hüten die Tiere. Die Jäger nähern sich rasch dem Wald. Odo hat wenig Zeit, sich umzusehen, denn Gerhart, sein Vater, schreitet rüstig vorwärts. Bald befinden sie sich im Wald. Schweigend gehen die Männer hintereinander. Sie vermeiden jedes Geräusch. Ihre Hunde spüren voran. Dann ist der Waldpfad zu Ende. Das Dickicht wird fast undurchdringlich. Der Boden ist feucht. In der Nähe liegt der Sumpf.

Plötzlich gibt Gerhart ein Zeichen mit der Hand. Die Hunde haben eine Fährte gefunden. Aufmerksam verfolgen die Jäger die Tiere. „Ein Wildschwein!“ flüstert der Vater Odo ganz leise zu. Jetzt hört auch Odo das Gurren eines Wildschweines.

Die Männer dringen tiefer ins Unterholz ein. Ein junger Jäger entdeckt das Wildschwein. Es ist ein alter Eber. Diese sind meist besonders böseartig. Der junge Jäger wirft seinen Speer auf das Wild, doch die Waffe verfehlt ihr Ziel. Der wütende Eber fällt einen der Hunde an und schleudert ihn mit seinen langen Hauern weit von sich. Der Hund heult laut auf vor Schmerz. Da entdeckt der Eber den Jäger.

Gereizt stürzt er sich auf den Jäger, der dem Tier schwer ausweichen kann. Bäume und Gestrüpp behindern ihn. Im letzten Augenblick kann er zur Seite springen und dem Eber sein kurzes Schwert in den Nacken stoßen. Wie rasend gebärdet sich der Eber. Der Jäger erhält noch einen furchtbaren Stoß mit den Hauern in die Wade. Doch da ist schon einer seiner Gefährten heran und trifft den Eber tödlich mit dem Speer.



Gerhart gönnt den Jägern keinen langen Aufenthalt. Rasch wird die Wunde des Verletzten mit Bastfaser und Baumrinde verbunden. Er bleibt bei der Jagdbeute zurück. Die anderen ziehen weiter. Der Weg durch den dichten Wald macht Odo nach einiger Zeit müde, obwohl er von allen Jungen der Siedlung der stärkste ist. Doch Odo beißt die Zähne zusammen. Er will nicht müde sein.

Endlich erreichen die Jäger einen felsigen, mit Gestrüpp bewachsenen Abhang. An seinem Fuße dehnt sich eine ebene Fläche. Buschwerk und Felsbrocken bedecken sie.

Die Hunde knurren leise.

„Sie wittern den Bären!“ sagt Gerhart.

„Dort!“ schreit Odo plötzlich. „Dort bewegt sich etwas!“ Er zeigt mit der Hand auf die Ebene. Hinter einem Felsbrocken wird eine braune Tatze sichtbar. Die Jäger treten erregt einige Schritte vor. Gespannt spähen sie in das Gestrüpp.

„Das ist der Bär!“ ruft Gerhart.

Die Jäger verteilen sich rasch. Gerhart führt eine Gruppe in weitem Bogen um die ebene Fläche, um den Bären von hinten angreifen zu können. Die anderen Jäger warten einige Zeit. Dann erklingt in der Ebene der Ruf eines Kuckucks. Gerhart ahmt den Ruf des Vogels nach; so gibt er das Zeichen zum Beginn der Jagd.

Die Jäger klimmen vorsichtig den Abhang hinunter. Odo ist bei ihnen. Plötzlich löst sich unter seinem Fuß ein großer Stein und rollt mit Gepolter den Abhang hinunter.

„Gib Obacht!“ Leise ruft der benachbarte Jäger Odo die Warnung zu. Aber der Bär hat das Poltern schon vernommen. Brummend richtet er sich auf den Hintertatzen empor und blickt mit rötlichen, bösen Augen zu Odo. Langsam, drohend kommt er auf ihn zu.

„Ein schreckliches Ungetüm!“ denkt Odo und schaut auf die mächtigen Tatzen des Bären. Sein Herz klopft wild. Er möchte fliehen. Aber er weiß: Neben ihm sind die Jagdgenossen.

„Schleudert die Speere!“ Laut gellt Gerharts Ruf über die Ebene. Mißmutig wendet der Bär den Kopf. Gerharts Jäger haben einen weiten Halbkreis gebildet und stürmen jetzt heran. Ein Speer zischt durch die Luft. Er trifft die linke Tatze des Bären. Der Bär schlägt mit der rechten Tatze nach



dem Speer, daß das Holz des Schaftes zersplittert. Er brummt zornig. Noch ein Speer, ein dritter und vierter fliegen heran. Auch Odo schleudert den Speer nach dem Bären.

„Getroffen!“ jubelt er. Der verwundete Bär stürzt sich mit wütendem Fauchen auf die Jäger. Da packt der erfahrene Gerhart seine Waffe mit beiden Händen. Er stürmt mit vorgestrecktem Speer auf das Ungetüm los. Der Bär holt mit der Tatze nach dem Speer aus. Doch ehe er zuschlagen kann, stößt ihm Gerhart die Waffe ins Herz. Der Bär taumelt, röchelt – dann stürzt er mit dumpfem Fall zu Boden. Laut klingt der Siegesruf der Jäger über die Ebene.

Die Heimkehr der Jäger

Gegen Abend kehren die Jäger mit ihrer Beute, dem Bären, dem Wildschwein und zwei Rehen, heim. Schon von ferne künden sie ihr Kommen durch einen Hornstoß an.

Auf dem Versammlungsort der Sippe werden sie von den Zurückgebliebenen erwartet. Männer, Frauen und Kinder, alle Daheimgebliebenen sprechen aufgeregt miteinander. Dann sind die Jäger da. Fünf Männer tragen das braune, zottige Ungetüm.

„Der Bär!“ Bewunderung und Freude spiegelt sich auf allen Gesichtern.

Zwei andere Jäger bringen den schweren Eber.

Damit sich die Tiere besser tragen lassen, haben die Jäger die Beine des Bären und des Ebers zusammengebunden und junge Bäume zwischen die Beine hindurchgesteckt. So tragen die Jäger die schwere Last auf den Schultern.

Die Jäger legen die Beute nieder. Die Daheimgebliebenen drängen sich heran, denn alle wollen die Jagdbeute sehen.

Auf dem Versammlungsort haben sich die Jäger gelagert. In der Mitte brennt ein Feuer. Die Beute gibt den Bewohnern der Siedlung zusätzliche Nahrung.

Gerhart spricht zu den Versammelten: „Ein Schwein, der Bär und zwei Rehe sind die Beute. Wir wollen sie teilen!“ Alle Familien, die an der Jagd beteiligt waren, erhalten ihren Anteil. Das kostbare Bärenfell wird Gerhart zugesprochen.

Das Thing

Durch den dichten Laubwald führt nur ein schmaler, von Menschen getretener Pfad. Einige Bäume hat der Sturm entwurzelt. Sie versperren jetzt den Weg. Die Blätter färben sich rotbraun; bald wird sich eine dicke Schneedecke über das Land breiten.

Hinter der Biegung wird eine Gruppe von Männern sichtbar. Das welke Laub raschelt unter ihren Füßen. Es sind die waffenfähigen Männer der Sippe Helbruns, die zum Thingplatz gehen.

Sie sprechen erregt miteinander. Helbrun, der Sippenälteste, wird Anklage gegen Hunold erheben, der Helbruns jüngeren Bruder Winhard im Streit erschlagen hat. Hunold gehört einer Sippe an, die der Sippe Helbruns bisher immer freundschaftlich gesinnt gewesen ist.

Bald haben sie den Thingplatz unter der alten, knorrigen Eiche erreicht. Hier haben sich schon die Männer anderer Sippen versammelt. Nachdem die Männer aller Sippen eingetroffen sind, beginnt das Thing. Die Männer haben sich kreisförmig aufgestellt und blicken gespannt auf die alte Eiche. Dort steht der Vorsitzende des Things. Einer der Sippenältesten ist es, den die Männer damit beauftragt haben, das Thing zu leiten.

Der Vorsitzende des Things eröffnet die Versammlung. Er fragt die Männer, ob es die rechte Zeit und der rechte Ort sei, um nach alter Sitte das Thing abzuhalten. Die Männer geben ihm Antwort: Ort und Zeit für das Thing seien richtig gewählt, wie es die alten Sitten vorschreiben. Wieder erhebt der Vorsitzende seine Stimme: „So gebiete ich Frieden und verbiete Unfrieden!“ Jetzt ist es nach altem Brauch verboten, die Waffe zu ziehen oder jemandem Gewalt anzutun. Auf dem Thing hat Frieden zu herrschen.

Der Vorsitzende spricht: „Wer zu klagen hat, der trete vor!“

Ein Fischer tritt in den Kreis. „Ich klage Bernold an. Wir hatten Fischreusen im Fluß ausgelegt. Tagelang fingen wir nichts. Da legte ich mich auf die Lauer und entdeckte Bernold, den Fischdieb!“

Der Angeklagte zuckt zusammen. Er muß in den Kreis treten. Er schämt sich und leugnet den Diebstahl nicht. Der Vorsitzende berät kurze Zeit mit den Sippenältesten. Dann schlägt er ein Urteil vor. Die Strafe soll milde sein, weil Bernold die Tat eingestanden hat. Die Sippe des Geschädigten soll einen Hammel von Bernold und dessen Sippe erhalten. Bernolds Sippe haftet dafür, daß diese Schuld bezahlt wird.



Die versammelten Männer schlagen die Waffen gegeneinander. Damit zeigen sie, daß sie mit der vorgeschlagenen Strafe einverstanden sind. Das Urteil gilt.

Dann tritt Helbrun vor: „Ich klage Hunold an“, sagt er. „Hunold hat meinen Bruder Winhard im Streit erschlagen.“

Ein Raunen geht durch die Versammelten. Ein Totschlag, das ist eine böse Sache: Wie oft ist es dadurch schon zur Blutrache gekommen. Dann haben sich die Sippen gegenseitig bekämpft, und es ist vorgekommen, daß eine Sippe völlig ausgerottet worden ist.

Mit ernster Stimme fragt der Vorsitzende des Things nach Zeugen.

Acht Männer aus Helbruns Sippe treten als Eideshelfer auf. Sie beschwören, daß Helbrun die Wahrheit gesprochen hat.

Nun tritt der Angeklagte Hunold mit finsterem, blassem Gesicht in den Kreis. Die Frage, ob er die Tat eingesteht, beantwortet er mit einem kaum hörbaren „Ja“.

Der Älteste von Hunolds Sippe bittet ums Wort. Er bietet Helbruns Sippe eine Sühne an. Die Sippe ist bereit, für Hunolds Untat eine Buße zu entrichten. Die Versammelten atmen auf; das erleichtert die Sache.

Abermals berät sich der Vorsitzende mit den anderen Sippenältesten. Dann schlägt er vor: „Hunolds Untat soll mit fünf Rindern gebüßt werden!“ Die Männer schlagen wieder ihre Waffen aneinander und bestätigen so das vorgeschlagene Urteil.

Baldurs Tod

Die Dämmerung bricht herein. Egio und Gerolf, zwei zwölfjährige Jungen, sitzen am Herd des Hauses. Die Flammen des Herdfeuers verbreiten nur spärliches Licht im Raum. Der Großvater kommt herein und setzt sich zu den beiden Jungen.

Egio weiß, daß der Großvater gut erzählen kann. Von ihm hat er erst kürzlich die Geschichte von Donar, dem Donnergott, gehört.

„Erzähl uns heut eine andere Geschichte“, bittet Egio. Der Großvater überlegt einen Augenblick, dann sagt er: „Gut, ihr sollt von Baldur, dem Licht- und Frühlingsgott, hören. Baldur war der Lieblingssohn Wodans, des Göttervaters.“

Die Jungen blicken erwartungsvoll auf den Großvater, der zu erzählen beginnt:

Baldur träumte einst, daß seinem Leben Gefahr drohe. Voller Sorge versammelten sich die Götter und berieten, wie sie sein Leben schützen könnten. Sie beschloßen, Feuer, Bäume, Tiere und Menschen durch einen Eid zu verpflichten, daß sie Baldur nicht schaden sollten. Baldurs Mutter Freya übernahm diese Aufgabe. Nun herrschte große Freude unter den Göttern, weil niemand mehr ihrem Liebling schaden konnte. Sie warfen mit ihren Waffen nach Baldur und freuten sich, als sie sahen, daß sie ihn nicht verwunden konnten.

Da kam ein altes Weib zu Freya und fragte nach der Ursache der Freude in Asgard¹. Als Freya ihr den Grund dafür erzählt hatte, forschte das Weib: „Es war wohl sehr mühsam, von jedem Pflänzchen den Schwur zu erhalten?“

„Ja“, antwortete die Göttin, „denn ich mußte zu allen Tieren und Pflanzen gehen. Nur an der kleinen Mistel ging ich vorüber, die vor Walhallas² Tor auf einer alten Eiche wächst, weil sie zu schwach ist, um Baldur zu schaden.“

Das Weib war jedoch in Wirklichkeit Loki, der listige Feind der Götter. Er hatte sich als Weib verkleidet, um zu erfahren, wie er den Göttern schaden könne. Loki schnitt rasch einen Mistelzweig ab und eilte zurück zu den fröhlichen Asen³, die noch immer ihr Spiel mit Baldur trieben.

Heimtückisch trat er zu dem blinden Hödur, dem Bruder Baldurs, der nicht am Spiel teilnahm, und fragte ihn: „Warum stehst du denn abseits?“

„Ich habe keine Waffen“, antwortete Hödur, „und bin blind. Ich kann nicht einmal sehen, wo Baldur steht.“

„Hier hast du einen Wurfspeer“, sagte der böse Loki, und richtete die Mistel auf Baldur. „Wirf nur kräftig! Ich will dir die Richtung schon angeben.“

Hödur tat es, und – die schändliche Tat war vollbracht. Baldur lag, vom Speer durchbohrt, tot am Boden. Die Asen konnten sich denken, wer der Mörder war; denn Loki blieb seit der Untat verschwunden.

¹ So nannten die Germanen die Wohnung der Götter.

² Andere Bezeichnung für Asgard.

³ Germanische Bezeichnung für die Götter.

Tiefer Schmerz ergriff die Götter. Freya faßte zuerst wieder Mut und forderte die Asen auf, von der unterirdischen Hel¹ zu verlangen, daß sie Baldur wieder nach Asgard zurücksende. Einer der Götter ritt in das schauerliche Totenreich. Hel versprach, Baldur nur dann wieder freizulassen, wenn alle trauernd um ihn weinten; wenn auch nur einer nicht um ihn weinte, müßte er im Totenreich bleiben. Die Götter, Menschen, Tiere und Pflanzen weinten, nur Loki nicht. In der Gestalt eines Riesenweibes hielt er sich in einer Höhle versteckt. So mußte Baldur in Hels Reich bleiben.

Loki floh aus Furcht vor den Göttern aus Asgard. Er baute sich auf einer steilen Höhe neben einem sprudelnden Wasser ein Haus mit vier Türen. Dort saß er voller Angst und spähte nach allen Seiten, um nicht überrascht zu werden. Von Zeit zu Zeit verwandelte er sich in einen Lachs und schwamm bis unter einen Wasserfall, wo er sich sicher glaubte. Aber eines Tages gelang es Donar, den Lachs mit seiner gewaltigen Hand beim Schwanz zu fassen und zu fangen. So fiel Loki in die Hand der Götter. Er wurde gefesselt und in eine Höhle geschleppt. Drei scharfkantige Felsen, von denen der eine unter seine Schultern, der andere unter seine Lenden, der dritte unter seine Knie gelegt wurde, waren seine Lagerstätte. Über dem Kopf des Gefesselten wurde eine Natter befestigt, deren giftiger Geifer ihm ins Antlitz träufelte. So wurde Loki gestraft.

¹ Herrscherin im Totenreich.

DER BEFREIUNGSKAMPF DER GERMANEN

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 163 bis 167.)

Die Römer kommen

In der Morgendämmerung haben Eberhard und sein Sohn Wulf das Dorf verlassen. Sie steigen den Abhang hinunter ins Tal des Rheins. Sie wollen im Strom fischen.

Der Nebel über dem Wasser lichtet sich. Der Junge hilft dem Vater, Netzwerk und Angelruten im Boot bereitzulegen. Das Boot liegt gut versteckt in einer Schilfbucht. Der Knabe steigt ein und packt das Ruder. Der Vater will den Kahn ins offene Wasser schieben und watet in den Fluß.

Der Himmel ist jetzt heller geworden. Die beiden können das jenseitige Ufer erkennen. Sie sehen die Umrisse vieler Türme und Häuser. Das ist die große Siedlung der Römer.

Da wird der Vater plötzlich aufmerksam. Gespannt lauscht er und blickt angestrengt zum anderen Ufer. Er packt den Jungen am Arm.

„Wulf, die römischen Soldaten! Und da – Boote!“ sagt er. Er versucht, die Boote zu zählen. Aber schon fesselt etwas Neues seine Aufmerksamkeit. Die Römer klettern in die Boote und rudern über den Fluß. Ein Boot nach dem anderen stößt drüben vom Ufer ab.

„Sie setzen über!“ ruft Wulf entsetzt. Der Vater springt hastig ans Ufer zurück: „Rasch ins Dorf. Die Strömung treibt die Boote stromabwärts. So gewinnen wir etwas Zeit!“

Mit großen Schritten läuft er, gefolgt von Wulf, ins Dorf zurück. Er will retten, was zu retten ist.

Bald ist das Dorf alarmiert, und nach den ersten angstvollen Fragen beginnt ein emsiges Treiben. Nach kurzer Zeit schon fluchten die Dorfbewohner mit ihrem Vieh und einigen Vorräten in den Bergwald. Die Männer gehen neben dem Zug. Mit Schild und Speer wollen sie ihn schützen.

Bald haben sie die dichtbewaldeten Höhen erreicht. In einer Schlucht, deren Zugang durch dichtes Gestrüpp verborgen ist, schlagen sie ihr Lager auf.





Inzwischen sind die römischen Soldaten am rechten Ufer des Rheins angekommen. Kleine Reitertrupps sprengen nach verschiedenen Richtungen davon, um die Hauptgruppe des römischen Heeres vor Überfällen durch die Germanen zu sichern. Die Römer beginnen mit dem Bau einer Brücke.

In langen Scharen ziehen die Römer über den Rhein in das Land der Germanen. Ihre Anführer reiten auf prächtigen Pferden. Die Söldner zu Fuß sind mit Schild und Wurfspeer bewaffnet und tragen ein kurzes Schwert an der Seite. Die Soldaten freuen sich, denn das Leben in dem befestigten Lager ist langweilig geworden. Jetzt hat der Statthalter Drusus den Kriegszug befohlen. Sie werden in Germanien Beute machen und obendrein noch Sold¹ vom Kaiser erhalten.

Ein römischer Offizier erkundet mit seiner Hundertschaft² den Weg. Sie treffen keinen Menschen. Schließlich erreichen sie eine germanische Siedlung. Kein Hund bellt! Kein Hahn kräht! Die Siedlung ist wie ausgestorben. Die Römer fürchten einen Hinterhalt. Nach allen Seiten sichernd, betreten sie das erste Haus. Aber es ist verlassen. Im nächsten Haus, im übernächsten — überall dasselbe Bild. Die Häuser sind leer, die Soldaten finden keine Beute. Aber auf den Herdstätten liegt noch rote Glut. Die Germanen müssen die Siedlung erst vor kurzer Zeit verlassen haben. Die Söldner sind enttäuscht. In seiner Wut reißt einer von ihnen einen Feuerbrand vom Herd und hält ihn an das Strohdach der niedrigen Hütte, bis es hell auflodert. Wind kommt auf; er läßt die Flammen höher schlagen. Bald brennt das ganze Dorf. Die römischen Eindringlinge ziehen weiter.

Von den Bergen sehen Männer, Frauen und Kinder ihre Heime in Flammen aufgehen. Wulf, der Fischerjunge, klammert sich an den Vater. Der Fischer sagt: „Wir leben ja, und eines Tages werden wir sie vertreiben!“

Dreißig Stockschläge für ein Pferd

Im Tal der Weser trabt ein Reiter schnell stromaufwärts. Es ist der Cherusker³ Arnold. Er will bei seinem Stammesgenossen Geribald ein Fohlen kaufen. Die Mutterstute ist ein wunderbares Tier. Sie ist stark und schnell

¹ Löhnung der Söldner.

² Militärische Einheit der Römer.

³ Germanischer Stamm.

und gehört zum wertvollsten Besitz des Bauern. Schon lange versprach Geribald seinem Freund Arnold das Fohlen. Heute will er es abholen.

Arnold springt vom Pferd. Er hat das Haus Geribalds erreicht. Ein Hund bellt. Geribald tritt heraus und bittet den Gast ins Haus. Arnold fragt nach der Stute und sieht, wie sich das Gesicht des Bauern verdüstert.

„Ist dir der Handel leid?“ fragt er. Geribald schüttelt den Kopf. Er fordert den Gast auf, ihm in den Stall zu folgen.

Als das Pferd den Bauern bemerkt, legt es seine weichen Nüstern in Geribalds rechte Hand. Zärtlich streichelt der Bauer den Hals des Pferdes. Arnold schaut auf das Fohlen. Es wird bald neun Monate alt sein. „Ein schönes Tier“, denkt Arnold. Da reißen ihn Geribalds Worte aus seinen Gedanken.

„Heute morgen war der römische Steuereinnnehmer bei mir. Er fordert die Stute als Abgabe für den Kaiser.“ „So nennen sie es!“ sagt Arnold ärgerlich. „In Wirklichkeit wird irgendein römischer Offizier das Pferd begehren!“

„So ist es!“ stimmt Geribald zu. Arnold sieht ihn an: „Du hast ihn abgewiesen?“ Der Freund nickt: „Ich fürchte nur, er wird wiederkommen.“

Nachdem sie sich über den Kauf des Fohlens einig geworden sind, sitzen die beiden bei einem Trunk. Da schlagen die Hunde an. Der Bauer geht hinaus. Ein römischer Offizier steht vor dem Haus. Hinter ihm wartet eine Schar bewaffneter Legionäre. Mit herrischen Worten verlangt der Offizier das Pferd. Gereizt verweigert es ihm der Bauer.

Der Offizier stößt zornige Worte in der fremden Sprache der Römer aus, die Geribald nicht versteht. Der Offizier ruft den Legionären einen Befehl zu.

Einer von ihnen will in den Stall eindringen. „Zurück!“ ruft Geribald voller Zorn und reißt das kurze Schwert aus der Scheide. Doch im Nu ist er von den Legionären umringt. Sie entwinden ihm die Waffe, ehe er zuschlagen kann.

Arnold, der aus dem Hause eilt, kann dem Freund nicht helfen. Er wird zur Seite gedrängt und muß zusehen, wie die Legionäre Geribald fesseln. Ohne auf das Weinen der Kinder und das Flehen der Hausfrau zu achten, führen sie den Bauern und seine Stute davon.

Einige Wochen später wird der Gerichtstag einberufen. Ein römischer Beamter hält Gericht im Land der Cherusker. Legionäre sperren den Richtplatz ab. Kein Germane darf ihn betreten. Nur jenseits der Absperrung dürfen die Männer der Verhandlung zuschauen. Mit verschlossener Miene drängen sie sich dicht an die absperrenden Soldaten heran.

Der römische Gerichtsherr betritt den Platz. In der fremden Sprache wird die Anklage erhoben. Ein Flüstern geht von Mund zu Mund: „Sie wollen Geribald verurteilen. Er hat den Römer mit dem Schwerte bedroht.“ Einer, der die Sprache der Römer versteht, hat es übersetzt.

Gespannt schauen die Stammesgenossen auf die Mienen der Römer. Nun werden die Zeugen vernommen. Es sind römische Soldaten. Germanen dürfen nicht aussagen. Das zeigt den Zuhörern, wie rechtlos sie sind. Mit bitterem Gesicht und verhaltener Wut steht Arnold dabei. Er könnte so viel sagen: daß das Pferd der kostbarste Besitz des germanischen Bauern ist, daß es Freund und Waffengefährte ist, daß die Beschlagnahme zu Unrecht geschah, daß der Offizier Geribald beleidigt hat, daß die römischen Söldner Gewalt gegen Recht setzten . . .

Aber er wird ja nicht gehört.

Der Verteidiger hat das Wort. Auch er spricht die fremde Sprache. Kann er wirklich für den Angeklagten reden?

„Warum darf Geribald sich nicht selbst verteidigen? Wir wollen nach unserem Recht gerichtet sein!“ murren einige der Germanen. Aber die anderen blicken nur scheu um sich.

Dann verkündet der Richter das Urteil. Es wird in der Sprache der Cherusker wiederholt:

„Der Bauer Geribald aus dem Stamme der Cherusker verging sich gegen den Vertreter des Kaisers. Er wird zu dreißig Stockschlägen verurteilt. Als Buße verbleibt die Stute in den Händen des Klägers. Das Urteil ist sofort zu vollstrecken.“

Niemand fragt die Germanen, ob sie dem Urteil zustimmen. Der Römer hat befohlen; das ist kein gerechtes Gericht nach der germanischen Sitte. Jetzt murren schon mehrere der germanischen Zuschauer. „Der Freie Geribald wird geschlagen? Das ist gegen unsere Ehre! Das ist Schmach!“

„Seid still!“ warnt einer. „Sie sind hier die Stärkeren!“ Er weist auf die zahlreichen römischen Bewaffneten.



Geribald nimmt die Strafe mit verbissenem Gesicht hin. Ein kräftiger römischer Legionär läßt seinen Stock dreißigmal auf Geribalds Rücken niedersausen. Nachdem das Urteil vollstreckt ist, wird Geribald von seinen Sippenossen umringt. Sie führen den blutenden, todblassen Mann vom Richtplatz. Hochmütig schauen die Römer ihnen nach. Dann verhandeln sie den nächsten Fall. Im Namen des Kaisers reihen sie Unrecht an Unrecht, Gewalt an Gewalt.

Als der Gerichtstag seinem Ende zugeht, ist die Zahl der Römerfeinde in Germanien wieder größer geworden. „Wir wollen nicht ihre Söldner, Steuern, Gerichte und Strafen!“ trotzen die Germanen. „Wir wollen unser Thing, unsere Sippen, unsere alten Sitten und Bräuche!“

Im Lager des Varus

In der Nähe der Weser haben die Römer ihr Lager aufgeschlagen. Die Zelte stehen schnurgerade ausgerichtet auf einer großen Lichtung.

Das Lager ist von einem aufgeschütteten Wall umgeben, vor dem ein breiter Graben ausgehoben worden ist. Spitze Pfähle ragen aus dem Erdwall. An den hölzernen Lagertürmen und auf dem Erdwall stehen Wachtposten mit geschultertem Speer.

Zwei Männer gehen die Zeltstraße entlang. Es sind Arminius und Siegbert vom Stamme der Cherusker. Der römische Feldherr Varus hat sie eingeladen.

Arminius wendet sich an seinen Begleiter: „Varus verläßt sich auf uns. Ich traue nur meinem Schwiegervater Segestes nicht. Ob er von unserer Verschwörung ahnt? Ich glaube, wenn er davon wüßte, er würde Varus warnen.“

„Er ist ein Cherusker, wie du und ich!“ widerspricht Siegbert. Doch Arminius weist den Einwand zurück: „Ich kenne Segestes besser, Siegbert; er ist von allen Männern des Stammesadels der machtgerigste. Nicht mehr das Thing, der Adel soll bestimmen, was im Cheruskerland geschieht.“

Noch immer zieht Siegbert ein ungläubiges Gesicht. „Segestes und die anderen Adligen sind Cherusker wie wir!“ beharrt er auf seiner Ansicht. Da spricht Arminius eindringlich auf ihn ein: „Begriffe doch! Sie haben mehr Vieh und mehr Anteil am Gemeindeland als die anderen Cherusker. Sie

treiben mit den Römern Handel; dadurch werden sie noch reicher. Sie möchten über die Bauern herrschen wie die Römer in ihren eroberten Ländern. Deshalb hält Segestes auch zu Varus. Gemeinsam mit den Römern möchte er die cheruskischen Bauern unterdrücken!" Siegbert schweigt eine Zeit still. Er atmet tief: „Es ist schwer, sich zu verstellen, wenn man so empört ist wie wir.“

„Wir müssen vorsichtig sein!" ermahnt Arminius den Stammesgenossen. „Varus darf jetzt nicht mißtrauisch werden! Es könnte uns für immer Freiheit und Leben kosten!"

Dort, wo sich die beiden Hauptstraßen des Lagers kreuzen, wohnt der Statthalter Varus in seinem Prätorium¹. Die beiden Cherusker werden vom Statthalter Varus freundlich empfangen. Er hat viele germanische Adlige und Sippenälteste der verschiedenen Stämme neben seinen römischen Offizieren zu sich geladen.

Sie setzen sich an die Tafel, die schwer ist von seltenen Früchten und erlesenen Speisen in kostbaren Gefäßen. Süßer Wein funkelt in den Bechern. Wie arm und dürftig erscheint dagegen die heimatliche Nahrung. Vielen Germanen gefällt es, auf diese Weise zu tafeln.

Arminius sitzt Segestes beim Mahl gegenüber. Sein Schwiegervater bringt einen Trinkspruch auf Kaiser Augustus aus. Alle trinken, die Gesichter röten sich, die Stimmen werden lauter. Da erscheint ein Bote. Er ringt nach Atem.

„Varus! Varus! Verrat! Die Marsen² wollen uns überfallen!" Der römische Feldherr stutzt, besinnt sich und winkt ab. „Sollen sie! Wir schlagen sie ja doch nieder.“

Mit keiner Miene verraten sich Arminius, Siegbert und die anderen, die um den Aufstand wissen. Arminius hebt seinen Becher, trinkt Varus zu und ruft: „Deine Legionäre werden siegen wie immer!"

Da springt Segestes auf: „Varus, ich warne dich! Trau dem Arminius nicht!" Segestes taumelt vor Wut und Trunkenheit. Er droht Arminius mit den Fäusten, doch der lächelt und nickt Varus zu: „Worte eines Trunkenen!"

Der Feldherr hört nicht auf den Wütenden. Als ihn ein Offizier fragt, warum er die Warnung mißachte, wehrt er ab:

¹ Feldherrnzelt.

² Germanischer Stamm.



„Es sind Barbaren. Ich kenne sie. Sie verstellen sich nicht!“ –
Das Fest geht zu Ende. Varus entläßt die Germanen. Jedem schüttelt er freundlich die Hand. Er weiß, wie man die germanischen Stammesadligen für Rom gewinnen kann. Er weiß jedoch nicht, daß Männern wie Arminius die Sache des Volkes heiliger ist als die Freundschaft der Römer.

Die Schlacht im Teutoburger Wald

Der Herbstmorgen ist grau und trübe. Dichte Nebelschwaden liegen über dem Teutoburger Wald. Es tropft von den Bäumen. Später beginnt es zu regnen. Wohl dem, der jetzt unter dem Dach seines Hauses geborgen ist! Wehe dem Fremden, der sich bei diesem Wetter seinen Weg durch das Gewirr der Bäume und Sträucher bahnen muß!

Auf einer Höhe ragt eine Eiche. In ihrem Wipfel sitzen zwei Germanen. Das dichte Strauchwerk entzieht sie jedem fremden Blick. Angestrengt spähen sie und horchen auf jeden Laut. Ein dumpfes Rumoren klingt aus dem Tal bis zu ihnen herauf.

Im Tal ziehen auf schmale Pfad die Scharen der Römer. Ihre Karren poltern über den holprigen Waldweg. Die Achsen der Fahrzeuge knarren, manchmal wiehert ein Pferd.

Varus zieht mit seinen drei Legionen durch den Teutoburger Wald, um den Aufstand der Marser niederzuschlagen. Ein ganzer Troß wird mitgeführt, Frauen, Kinder, Sklaven und Sklavinnen, Zelte, kostbares Geschirr und Wein.

„Eroberer! Unterdrücker! Rechtsbrecher!“ klingt es heiser aus dem Munde des jungen Mannes. Er droht mit der Faust ins Tal hinab.

„Nicht lange mehr, und wir werden selbst wieder Recht sprechen“, flüstert der Ältere. Es ist Geribald. „Komm“, mahnt er den Jüngeren, „wir müssen Arminius melden, was wir beobachtet haben.“

Vorsichtig verlassen die Männer ihren Beobachtungsposten. Kein Laut verrät die Davonschleichenden. Wie unwegsam ist hier der Wald! Aber die beiden Späher kennen hier Weg und Steg. Sie schlüpfen durch Erlengestrüpp und stehen schließlich auf einer Lichtung. Männer kommen ihnen entgegen, denen das Haar unter dem knappen Lederhelm bis auf die Schultern fällt.

„In wenigen Stunden wird die Hauptmasse des römischen Heeres durch den unwegsamen Teil unseres Waldes ziehen“, meldet Geribald einem hochgewachsenen Krieger, den die anderen umstehen. Es ist Arminius. „Wir sahen sie kommen, Söldner zu Fuß, Reiter und viele Wagen.“

Alle Männer sehen auf Arminius. Ihre Augen leuchten auf, als er zu ihnen sagt: „Sie sind in unserer Hand. Noch heute nehmen wir Rache für das Blut unserer Stammesgenossen, für alle in der römischen Sklaverei leidenden Männer und Frauen unseres Volkes. Heute müssen sie für unsere verbrannten Dörfer, für das geraubte Vieh und Korn büßen! Alle Römer in unserer Nähe müssen steiben: Händler, Handwerker und Wachtposten!“

„Dank dir, daß du die Römer kennenlernst und doch einer der unseren bliebest“, jubelt einer der Krieger.

„Denkt ihr noch an den römischen Offizier, der mir im vergangenen Jahr das Pferd stahl? Könnte ich ihm begegnen!“ ruft Geribald. „Jeden Schlag, den ich seinetwegen erhielt, will ich ihm zurückgeben!“

„Ich werde mir die Felle wiederholen, um die mich der römische Händler betrog.“

So denkt jeder an das Leid, das ihm die Römer zugefügt haben.

„Der Kampf wird hart werden!“ Ein erfahrener Krieger hat es ausgesprochen.

„Ja“, stimmt Geribald zu, „viele Römer sind an uns vorbeigezogen. Sie haben alle gute Waffen.“

„Wir kennen dafür hier jeden Baum und jeden Strauch! Auch wir werden nicht wenige sein, denn die Chatten und Brukerer¹ stoßen noch in dieser Stunde zu uns.“

Langsam und schwerfällig wälzt sich der Zug der Römer näher. Der Wald wird immer dichter. Hier gibt es keine bequeme römische Heerstraße. Durch das Walddickicht müssen sich die Marschierenden vorwärtsquälen. Wieviel Bäume müssen sie fallen, um vorwärts zu kommen! Der lehmige Boden saugt sich an den Füßen fest. Die Legionäre gleiten aus und fluchen. Die Pferde sinken mit den Beinen tief in den Boden ein, wenn sie

¹ Germanische Stämme.

die schweren Karren durch den aufgeweichten Boden ziehen. Die strenge Marschordnung gerät durcheinander.

Von den Bergen beobachten viele Augen den Zug der Legionen. Gestrüpp und Buschwerk verbirgt die Germanen noch vor den Augen der Römer. Alle sind gespannt. Ein Germane hebt einen Stein auf. Mit mächtigem Schwung schleudert er ihn in den Hohlweg. Ein Römer wird getroffen. Da saust auch schon von der anderen Seite ein Speer aus den Büschen. Er fährt durch das Lederdach eines Wagens einem Söldner in den Rücken. Plötzlich wird es im Wald lebendig. Unheimlich gellt das Kriegsgeschrei der Germanen in den Ohren der Römer. Nun hagelt es von allen Seiten auf die Legionäre nieder: Steine, Speere und Streithämmer. Wohin sollen sich die Römer wenden? Nach welcher Seite sollen sie ihre Schilde halten? Schmerzensrufe werden laut. Wütende Flüche, Befehle der Offiziere treiben die Söldner an. Pferde bäumen sich auf, reißen die Karren vorwärts, brechen aus. Verwundete stürzen, Söldner suchen Schutz hinter Bäumen. Nach der ersten Verwirrung bringen die Anführer wieder Ordnung in die Reihen der Söldner. Sie gehen gegen das Dickicht vor. Da bricht der Geschosshagel plötzlich ab. Die Römer finden keinen Gegner. Die Germanen sind verschwunden. Mißmutig ziehen die Römer weiter.

Nach einiger Zeit bricht es wieder über sie herein. Erneut hageln und prasseln die Wurfgeschosse von allen Seiten auf die Marschierenden. Wieder gibt es Verluste, wieder müssen die Römer zum Kampf antreten, und wieder ist der Gegner nicht zu packen. So geht es bis zum Abend. Ermattet schlagen die Römer ihr Lager auf. Feuerzeichen leuchten auf den Höhen. Beunruhigt erkennt Varus sie.

„Fürchten uns die Barbaren nicht mehr?“ fragt er seine Begleiter. „Warum sind sie nicht zu packen?“

„Sie weichen dem Nahkampf aus!“ antwortet ein Offizier.

„Wenn wir nur erst aus diesem Wald heraus wären!“ Mit sorgenvollen Gedanken gehen Varus und seine Offiziere für kurze Zeit zur Ruhe.

Die Feuerzeichen auf den Bergen verkünden den Kampferfolg der Germanen und rufen Freunde aus den Dörfern herbei, um die Reihen der Krieger zu verstärken.

An diesem Tage entbrennt der Kampf aufs neue. Heiser schallen die Hörner durch das Dickicht. Die Römer setzen ihren Zug durch den Teutoburger Wald fort. Wie am vorangegangenen Tag hageln die Geschosse von allen Seiten auf die Vorwärtsdrängenden. Varus befiehlt, alles entbehrliche Gepäck und die Troßwagen zu verbrennen. Geführt von ihrem Offizier, stürzen die Legionäre dorthin, wo sie den Feind vermuten. Aber wieder ist der Angreifer nicht zu packen. Wieder lichten sich die Reihen der Römer.

Plötzlich halt das Kriegsgeschrei der Germanen schauerlicher als je zuvor durch den Wald. Mit Schwert und Speer gehen sie zum Nahkampf über. Schwerter klirren aneinander. Grimmige Wut treibt die Angreifer. Vergebens schreien die römischen Anführer ihre Befehle. Die Ordnung des Heeres löst sich auf. Kleine Gruppen ziehen sich aus dem Getümmel zurück, aber schon werden sie aufgestört und geschlagen. Auch viele Germanen sinken tödlich getroffen zu Boden. Aber die Sippenossen kämpfen für sie mit und rächen sie. Wieder siegen die Germanen.

Als der Abend kommt, hocken die Überlebenden der römischen Legionen verstreut an wenigen Feuern beieinander. Von ihrem Stolz, von ihrer Siegesicherheit ist nichts geblieben. Bedrückt klagt ein älterer Söldner: „Dieser verdammte Regen!“

„Wenn es nur das wäre!“ erwidert ein anderer. „Wieviel sind wir denn noch? Morgen sind wir an der Reihe! Alles schlagen die Barbaren in ihrer Wut tot!“

Ein dritter, der bisher still vor sich hinstarrte, spricht sinnend: „Ich kann die Barbaren verstehen. Sie wollen frei sein. Ich bin jetzt zehn Jahre Soldat des Kaisers. In Syrien¹ war ich dabei und in Gallien². Jetzt bin ich schon eine ganze Zeit in Germanien. Überall ist es das gleiche. Die Menschen wollen ihre Freiheit und hassen die Römer – und uns, die Soldaten der Römer!“

Nachdenklich schauen die Männer ins Feuer, bis einer fragt: „Sind wir denn frei? In Rom gibt es kein Land für uns. Alles gehört den Latifundien-

¹ Damals römische Provinz.

² Heute: Frankreich.

besitzern¹. Ich wollte Land haben. Der Kaiser versprach es uns in den neuen Provinzen. Darum zog ich mit. Und jetzt gehen wir elend zugrunde. Zehn Jahre umsonst gelebt!"

„Dabei gib'ts bei uns Land genug!“ fällt ein junger Bursche ein. „Wir könnten alle genug haben und brauchten uns nicht in fremden Ländern herumzutreiben!“

„Wenn wir doch erst aus diesem Waldgebirge herauswären!“ stöhnt ein anderer.

Ein römischer Offizier tritt heran. Das Gespräch verstummt. „Legionäre“, sagt er, „beweist morgen, daß ihr noch immer die besten Soldaten des Kaisers seid!“ und entfernt sich wieder.

Einige Söldner lächeln höhnisch.

„Wir werden in dieser wüsten Einöde um unser Leben kämpfen, aber nicht, weil du oder der Kaiser es will“, murmelt einer. Dann versinken die Legionäre wieder in bedrücktes Schweigen.

Als der Morgen des nächsten Tages dämmert, ziehen die Römer weiter. Sind es die gleichen, die vor drei Tagen stolz und siegessicher ihren Weg begannen?

Viele Männer fehlen! Sind sie tot oder verwundet? Oft wissen es die Kameraden nicht. Jeder schleppt sich müde vorwärts. Sie stolpern und haben kaum mehr die Kraft zum Fluchen. „Vielleicht kommen wir mit dem Leben davon“, denken sie. An Sieg und Beute glaubt keiner mehr.

Der letzte Kampf beginnt. Noch einmal dröhnen die Hörner und klingt Schlachtgesang der Germanen. Wieder sterben Freund und Feind. Varus wird verwundet. Immer wieder versucht er, seine Männer zu sammeln. Er will die Vernichtung nicht sehen, nicht glauben. Seine Reiter fliehen. Alle Feldzeichen sind den Germanen schon in die Hände gefallen. Niemand beachtet mehr seine Befehle. Da begreift Varus, daß er geschlagen ist. Des Kaisers beste Legionen sind vernichtet. Das ist Untergang, das ist Tod. Er stößt sich selbst sein Schwert in die Brust. Einige Offiziere folgen seinem Beispiel. Sie fürchten sich vor der Rache der Germanen.

¹ Latifundien: große Güter.

Es wird Abend. Stille senkt sich über den Teutoburger Wald. Das Schlachtfeld liegt verlassen. Das römische Heer ist vernichtet. Seine Überlebenden sind Gefangene. Des Kaisers beste Legionen sind nicht mehr: die stolze 17., 18. und 19. Legion. Diese Nummern sind später nie mehr an andere Legionen verliehen worden. Sie galten als unglückbringend. So schwer empfanden die Römer die Niederlage im Teutoburger Wald.

Arminius geht über die Kampfstätte. Viele Germanen umringen ihn.

„Du hast uns gut geführt“, sagt ein alter Krieger.

„Vergeßt nie die Männer, die für unsere Freiheit starben“, erwidert Arminius. „Nicht nur Cherusker haben gekämpft! Mit ihnen waren die Marsker, die Brukterer und die Chauken. Weil wir im Kampf einig waren, haben wir gesiegt.“

GERMANEN UND RÖMER IN DEN ERSTEN JAHRHUNDERTEN UNSERER ZEITRECHNUNG

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 170 bis 173.)

Germanen bestürmen den Limes

In der Halle des Gefolgsherrn Adalo haben sich die Gefolgsleute versammelt. Das Gewirr der Stimmen und das Klirren der Waffen nehmen allmählich ab und verstummen ganz.

Adalo hat sich erhoben. „Unsere Beratung kann beginnen“, sagt er. Er wirft den weitfaltigen Mantel, der auf der linken Schulter mit einer Spange zusammengehalten ist, zurück. Langsam spricht er:

„Unsere Vorräte gehen zur Neige. Die Beute des letzten Kampfes war nicht groß. Deshalb müssen wir bald zu neuem Kampf aufbrechen.“

Die Gefolgsleute jubeln Adalos Vorschlag freudig zu.

„Laßt uns in das Land der Chatten¹ ziehen“, ruft Siegbert, einer der Krieger. Einige Gefolgsleute zollen ihm Beifall. Doch da hebt Adalo herrisch die Hand und gebietet Schweigen. Unwillig weist er Siegberts Vorschlag zurück.

„Sind wir nicht schon ins Land der Hermunduren² eingefallen? Haben wir nicht manchen Kriegszug ins Cheruskerland unternommen? Aber was erbeuteten wir denn?“ Adalo macht eine Pause und sieht die Männer seiner Gefolgschaft fragend an. Dann fährt er fort: „Wenig Beute finden wir in den Dörfern unserer Nachbarn! Dein Vorschlag ist schlecht, Siegbert!“

„Recht hast du, Adalo“, stimmen ihm mehrere Gefolgsleute zu. Gerold, ein verwegener, raufstüger Krieger, tritt einen Schritt vor und ruft aufgeregt: „Da weiß ich etwas Besseres! Hör mich an! Vor kurzem erst weilte ich in der Stadt, die die Römer Mogontiácum³ nennen. Dort gibt es Reichtümer. Ringsum grüne Auen, saftige Weiden für unser Vieh!

¹ Germanischer Stamm.

² Germanischer Stamm.

³ Mainz.

Habt ihr schon vergessen, daß die fremden Krieger viele unserer Stammesgenossen mit sich geschleppt haben? Darum rate ich: Auf in das Land der Römer!“

Die Männer wiederholen jubelnd diesen Ruf: „Auf ins Land der Römer!“

Nur einige haben Bedenken. Sie haben schon viel von dem Grenzwall der Römer gehört und wissen, daß es nicht leicht sein wird, jenseits des Grenzwalles zu plündern. Doch Gerold zerstreut ihre Bedenken. „So schwer ist es nicht, den Wall zu stürmen!“ sagt er. „Gute Waffen haben die Krieger der Römer wohl, aber hört sie nur an! Unzufrieden sind sie! Und viele von ihnen stammen ja selbst aus unserem Lande!“

„Gerold sagt die Wahrheit!“ rufen mehrere Gefolgsleute. „Laßt es uns wagen!“

Nur ein jüngerer Krieger widerspricht stockend. Es ist Giesbert, der erst vor kurzem in die Gefolgschaft Adalos eingetreten ist. Bisher hat er sich immer zurückgehalten. Er scheint bedrückt. Manchmal sehen ihn die anderen Gefolgsleute an, als wollten sie fragen: Was will der denn überhaupt bei uns?

Giesbert sagt mit unsicherer Stimme: „Wir sollten den Beutezug lieber unterlassen!“

„Hast du Angst?“ höhnt Gerold laut. Einige lachen. Giesbert schweigt eine Weile, ehe er antwortet:

„Wir sollten uns lieber um die Viehherden und die Felder kümmern.“ Aber seine Worte gehen in den höhnischen und zornigen Rufen der anderen unter. Wieder hebt Adalo gebieterisch die Hand. Die Gefolgsleute verstummen, und ihr Gefolgsherr spricht: „Wir ziehen ins Land der Römer!“

Nördlich der Römerstadt Mogontiácum, die am Rheinstrom liegt, dehnen sich die bewaldeten Höhen des Taunusgebirges. Auf seinen Bergrücken haben die Römer ihre Grenzbefestigungen angelegt. Sie sind ein Teil des großen Grenzwalles, des Limes, der das von den Römern besetzte Land rechts des Rheines gegen germanische Überfälle schirmen soll.

So weit das Auge reicht, zieht sich der tiefe Graben mit dem aufgeschütteten Erdwall über die Bergrücken und Hochflächen des Taunus. Ein Zaun

aus starken, oben zugespitzten Pfählen verleiht dem Wall größere Festigkeit. In größeren Abständen sind hölzerne Wachtürme errichtet worden, und jenseits des Limes – auf der germanischen Seite – haben die Römer der besseren Übersicht wegen einen breiten Streifen des Waldes abgeholzt.

Hinter dem Erdwall marschieren einige römische Legionäre auf einen der Türme zu. Die Krieger tragen den eisernen Helm auf dem Kopf und den Speiß in der Hand. Hin und wieder bleiben sie stehen und schauen hinüber ins germanische Land. Diese sechs Legionäre werden einen Tag lang von der mit einer Brustwehr umgebenen Plattform des Turmes aus den Limes bewachen.

Rufus, der Führer der Wache, erklärt jedem Legionär, was er zu tun hat. Dann fragt er einen Legionär, der heute zum erstenmal zu seiner Wache gehört: „Woher bist du?“

„Ich bin Alemanne¹“, antwortet der andere in schlechtem Latein.

„Wie kommst du in römische Dienste?“

„Die Not in unserem Stamm zwang mich, einem römischen Offizier meine Dienste anzubieten“, spricht er mit düsterem Blick.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragt der Römer.

„Land fehlt uns!“ antwortet der Germane. „Die Weiden für unser Vieh reichen nicht mehr aus. Viele Männer unseres Stammes gingen in die Fremde, damit unser Land die Daheimgebliebenen ernähren kann.“

Jetzt versteht Rufus. Es ist eine böse Sache, wenn der Bauer zu wenig Land hat. Auch Rufus mußte deshalb in die Legion eintreten, weil seines Vaters Land nicht genügend Nahrung gab.

„Warum rodet ihr nicht den Wald, um neues Land zu gewinnen?“ will Rufus wissen.

„Es ist zu schwer, zu mühselig!“ klagt der Alemanne. „Und hier am Rhein ist doch genügend fruchtbares Land!“

„Ja, so seid ihr!“ nickt Rufus. „Erst vor wenigen Monaten versuchten eure Stämme, den Grenzwall zu durchbrechen. Aber das ist ihnen nicht gelungen. Der Limes ist nicht zu bezwingen!“

„Wenn unsere Stämme einig wären“, antwortet der Alemanne, „könnten sie auch den Limes bezwingen.“

¹ Angehöriger eines germanischen Stammes.

Der Tag ist vergangen und die Nacht dazu. Rufus und seine fünf Krieger halten noch immer auf dem Turm Wache. Aufmerksam horchen sie in den anbrechenden Tag. Außer dem Rauschen der Wipfel ist jedoch nichts zu hören.

Doch da, was ist das? Aus dem dichten Unterholz jenseits des Grenzwalls schallt plötzlich ein langanschwellender, schauerlicher Ton. Erschrocken fahren die Legionäre auf.

„Das Heerhorn!“ flüstert der Alemanne. Die Wächter kennen den Klang der Stierhörner. Die Germanen blasen auf ihnen das Angriffssignal im Kriege.

„Ein Überfall!“ keucht Rufus. Vom Walde her erschallt vielstimmig der Schlachtruf germanischer Krieger. Trotz der Dämmerung sind die Männer vom Turm aus zu erkennen. In raschen Sprüngen stürmen sie heran. Drohend schwingen sie ihre Keulen und Speere. Es sind Adalos Krieger. Schon stehen sie vor dem Grenzwall.

„Die Leiter nach vorn!“ ruft Adalo. Zwei Krieger schleppen eine Leiter herbei; sie wird an den Zaun gelehnt, und ein, zwei Krieger beginnen schnell emporzusteigen.

Aber Rufus auf dem Turm hat sich jetzt gefaßt. Er alarmiert die anderen Legionäre und entzündet das Signalfeuer. Kurz darauf sinkt er, von einem germanischen Speer getroffen, zu Boden. Die übrigen Legionäre schießen Pfeile auf die Germanen ab, die jetzt den Wall erstiegen haben. Einige sinken getroffen zu Boden.

„Der Turm brennt!“ ruft plötzlich einer der Krieger. Er weiß nicht, daß dieses Feuer ein Signal ist, das die römischen Legionäre im nächsten Kastell¹ alarmiert.

Schon eilen die Söldner vom nächsten Kastell herbei. Adalos Krieger hören einige scharfe Kommandos, und schon sehen sie sich einem geschlossenen Viereck römischer Legionäre gegenüber. Mit vorgestreckten Speeren rücken diese näher. Geschickt verdecken die Römer ihren Oberkörper hinter ihren Schilden.

Adalo ordnet seine Gefolgsleute zum Kampf. Ein heftiges Handgemenge beginnt. Aber den zahlreichen römischen Legionären und ihren guten Waffen ist Adalos Gefolgschaft nicht gewachsen. Viele Krieger werden

¹ Lager der römischen Legionäre.



verwundet; einige stürzen tot zu Boden. Nach erbittertem Kampf zieht sich Adalos Gefolgschaft in den Wald zurück, der den Überlebenden Schutz bietet.

Kampfspiele

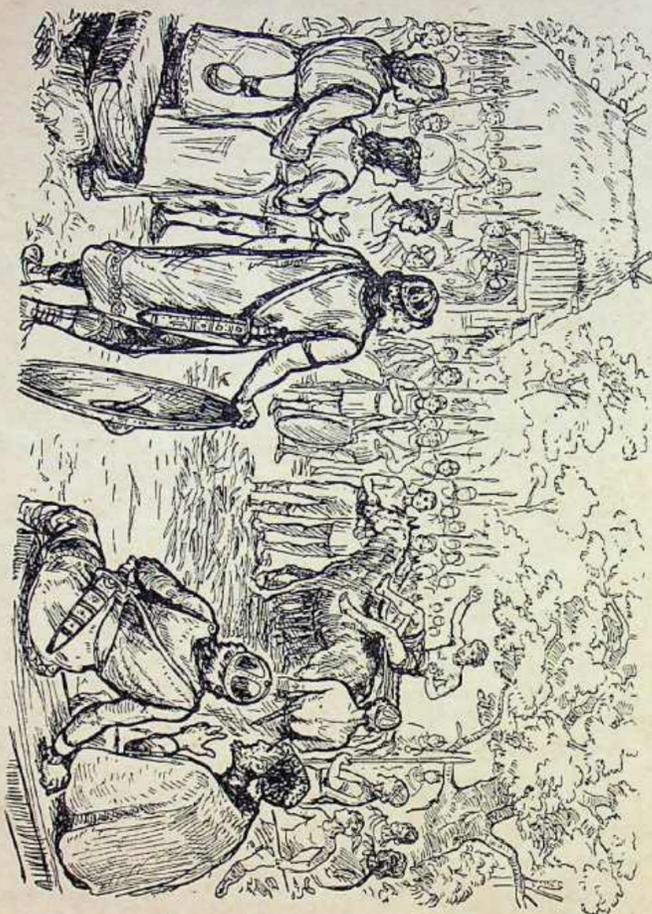
Einige Wochen sind seit dem Kampf der Gefolgschaft Adalos mit den römischen Legionären vergangen. Die Wunden vieler Krieger, auch die des Gefolgsherrn, sind noch nicht verheilt. Die verletzten Krieger können sich noch nicht wieder im Gebrauch ihrer Waffen üben. Deshalb stehen sie unter den älteren Männern, Frauen und Kindern, die den Kampfspielen der anderen Gefolgsleute Adalos und der Krieger aus befreundeten Sippen zuschauen.

Auf dem weiten Platz haben sich die Krieger versammelt. Sie wiegen den Speer in der Hand. Einer nach dem anderen wirft den Speer. Sie legen ihre ganze Kraft in den Wurf. Die schlanke Waffe fliegt hoch durch die Luft. Die Geschicktesten schleudern sie etwa siebenzig Schritte über die ganze Länge des Platzes. Die Zuschauer spenden diesen Werfern Beifall. Die Jünglinge bewundern die Leistungen der Krieger; sie wollen ihnen nachzueifern.

Die Krieger beginnen jetzt, die Wurfkeule zu schleudern. Lachen und Spottrufe klingen auf, wenn die Werfer das Ziel verfehlen. Aufmerksam prüft Adalo die Fertigkeit seiner Gefolgsleute im Gebrauch der Waffen. Er lobt und tadelt.

Später greifen die Krieger zu Pfeil und Bogen. In einiger Entfernung ist ein ausgestopfter Adler als Ziel an einem Pfahl befestigt. Sorgfältig zielen die Schützen; die Sehne schwirrt und schnellt den Pfeil davon. Mancher Pfeil verfehlt das Ziel. Aber die besten Schützen treffen den Adler beim ersten oder zweiten Schuß.

Nach dem Bogenschießen entsteht eine kurze Pause. Adalo winkt den Jünglingen, die Pferde heranzuführen. Jetzt bereiten sich die Gefolgsleute zum Sprunge vor. Zwei der kleinen, gedrunghenen Pferde werden nebeneinandergestellt. Die Springer nehmen Anlauf und schwingen sich über die Rücken der Pferde. Fast allen Kriegern gelingt der Sprung. Wieder winkt Adalo. Ein drittes Pferd wird herangeführt. Jetzt nehmen die Männer



schon längeren Anlauf. Aber nur einem Teil dieser Krieger glückt der Sprung.

Dann wird ein viertes Pferd herbeigeholt. Die Männer nehmen all ihre Kräfte zusammen. Doch nur wenigen Kriegern gelingt der Sprung über vier Pferde. Die Zuschauer spenden ihnen lange Beifall. Erwartungsvoll blicken sie auf den Kampfplatz. Ein Jüngling führt das fünfte Pferd heran. Wird es einen Krieger geben, der über fünf Pferde springt?

Alle schauen gespannt nach Wulhard aus. Sie erinnern sich noch gut an seine letzte Kriegstat. Als Kundschafter war er jenseits des Wassergrabens am Limes auf römische Legionäre gestoßen. Nur durch einen Sprung über den sechs Schritte breiten Wassergraben hat sich Wulhard damals retten können.

Aber auch jetzt, wenn es nicht um sein Leben geht, ist er der beste Springer. Alle verfolgen gespannt jeden seiner Schritte. Da jagt Wulhard auch schon auf die fünf Pferde zu und schwingt sich geschickt hinüber. Die Umstehenden rufen ihm begeistert zu; denn nur selten gelingt einem Krieger der Sprung über fünf Pferde.

Durch seinen Erfolg kühn geworden, will Wulhard auch den Sprung über sechs Pferde versuchen. Er winkt einem Jüngling, das sechste Pferd zu holen. Ein Murmeln geht durch die Reihen der Anwesenden. Sie bezweifeln, daß Wulhard dieser Sprung gelingen wird, und glauben, daß er sich zuviel vornimmt.

Sechs Pferde stehen jetzt dicht nebeneinander. Die Männer schätzen die Weite und Höhe ab. Es ist nicht einfach, so weit und hoch zugleich zu springen, sagen sie sich. Dann nimmt Wulhard Anlauf und schnellt sich mit kräftigem Schwung von der Erde ab. Die Zuschauer halten den Atem an. Wird er hinüberkommen? Dann geht ein Aufatmen durch die Reihen. „Gut, Wulhard!“ Ihm ist der schwierige Sprung geglückt.

Die Männer und Frauen, die den Kampfplatz umringen, jubeln dem besten Springer zu. Voll Bewunderung blicken alle auf Wulhard. Es gilt bei den Germanen als sehr ehrenvoll und lobenswert, im Wettkampf der Beste zu sein.

Nach dem Wettkampf ziehen sich die Krieger in Adalos Halle zurück, wo ihnen von ihrem Gefolgsherrn Fleisch und Met¹ vorgesetzt werden.

¹ Met: aus Honig bereitetes Getränk der Germanen.

Zur Römerzeit in Trier

Schwerfällig holpernd bleibt ein Händlerwagen vor der Porta Nigra, dem großen Tor der Stadt Trier, stehen.

„Endlich“, stöhnt ein baumlanger, breitschultriger Mann. Er wirft den Schulterumhang ab, der durch eine Bronzespange zusammengehalten wird, und streicht sein von Schweiß verklebtes Haar zurück. Seine Begleiter schauen sich neugierig um. Nur einer aus dieser Gruppe, ein schwarzbärtiger Händler, ist von der neuen Umgebung nicht beeindruckt. Er ist in seiner Jugend aus Griechenland nach Rom gekommen und von dort in das Land der Germanen gezogen. Deshalb kennt er die Städte der Römer schon seit längerer Zeit.

Langsam wird das Stadttor geöffnet. Drei Söldner versperren den Männern den Weg. „Wer seid ihr, Fremde?“ fragt einer von ihnen, der sich durch einen reichverzierten Helm von den anderen unterscheidet.

Die Männer erzählen, daß sie vom Stamm der Friesen kommen und in der Stadt Vieh und Häute verkaufen wollen, um sich für den Erlös Waffen und Ackergeräte aus dem kostbaren Eisen einzuhandeln.

„Durchsucht die Wagen!“ befiehlt der Offizier. Die beiden Söldner öffnen die Wagenplane und finden Felle, Bernstein und Federn. Ihre Augen blitzen auf. Hinten am Wagen sind einige Rinder angebunden.

Jetzt läßt Oktavio, der Anführer der römischen Wache, die Fremden in die Stadt. Etwas freundlicher sagt er zu dem Schwarzbärtigen:

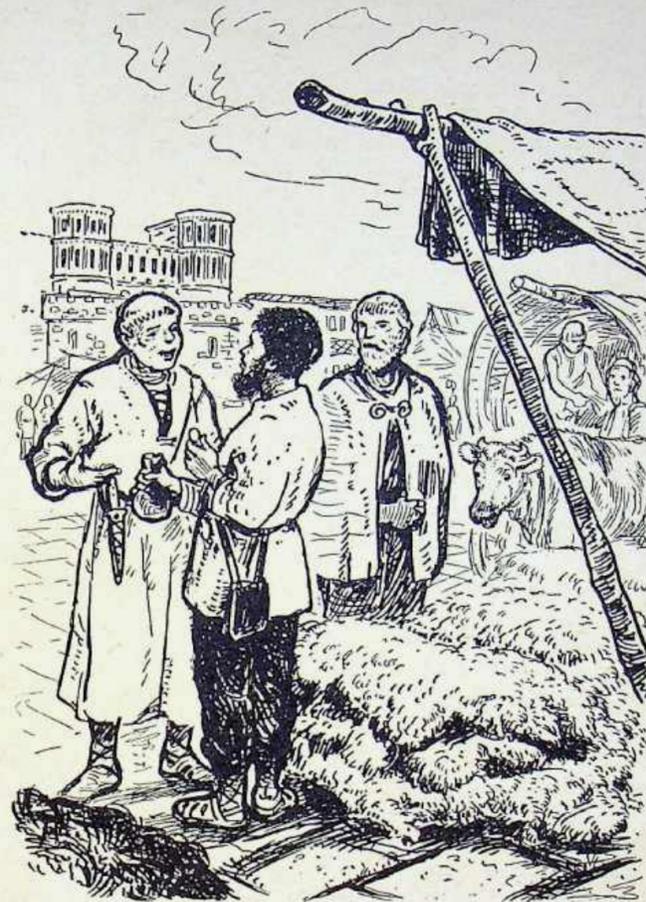
„Ihr seid nach langer Zeit die ersten Händler, die etwas anbieten. Unsere Speicher werden langsam leer.“

Ohne zu holpern, rollt der Wagen der Friesen über den mit Steinplatten gepflasterten *Cardo*¹ dem *Forum*² zu. Dort, auf dem Forum, herrscht reges Leben. Die Verkaufsstände der Handwerker und Händler reihen sich bunt aneinander bis zur *Kaisertherme*³ hin. Hier breiten die Friesen ihre Waren aus, wie es ihnen der schwarzbärtige Händler zeigte. Das Vieh steht zum Verkauf bereit. Die Felle liegen in vier großen Stapeln da.

¹ Nord-Süd-Straße in Trier.

² Marktplatz.

³ Thermen: Bäder.



„Man wird das Vieh gut bezahlen“, sagt der Händler. „Die Menschen hier bekommen infolge der Unruhen am Limes nur noch selten Rinder angeboten.“

Die Fremden sind aufgefallen. An ihrer Kleidung und an ihren Haaren erkennt man die Friesen.

Ein Metzger von gedrungener Gestalt, mit breitem Gesicht und gelichtetem Haar, drängt sich heran und prüft die Rinder. „Ich biete euch für das Stück vier Beutel Denare¹.“

Der Händler tut, als habe er es nicht gehört.

„Vier Beutel nur?“ fragt Siegurd, einer der Friesen. „Bedenkt, daß der Weg weit und beschwerlich war. Das Vieh ist jung und gesund. Fünf Beutel müßt ihr mindestens zahlen.“

Nach längerem Feilschen ist der Metzger bereit, den Preis zu zahlen, und händigt dem schwarzbärtigen Händler fünfzehn Beutel Silberdenare aus. Dafür kann er die drei Rinder wegtreiben. Er freut sich, denn er wird gut an ihnen verdienen.

Der Händler öffnet einen Beutel und läßt die Münzen wohlgefällig durch die Finger gleiten. Neue Käufer drängen sich heran. Die Friesen verkaufen einige Felle. Ein reicher römischer Offizier tritt an den Stand. Er erhandelt mehrere Stücke Bernstein; ein Armband für seine Frau will er daraus machen lassen.

Als sich für die restlichen Waren kein Käufer mehr finden will, brechen die Germanen ihren Stand ab.

Den Erlös teilen die Germanen mit dem Händler; denn ohne seine Hilfe hätten sie nie soviel Geld für ihre Waren bekommen. Sie händigen ihm zwei Beutel Silberdenare und die restlichen Felle aus.

„Geht nur hier schräg über den Platz“, weist der Händler den Germanen zum Schluß den Weg, „dann werdet ihr zu den Waffen- und Gerätehändlern kommen. Dort könnt ihr die von euch so begehrten eisernen Geräte kaufen.“

Die Friesen bedanken sich noch einmal und machen sich dann auf den Weg. Bald haben sie gefunden, was sie brauchen. Sie kaufen einige Messer, Beile, Sichel und Schwerter. Siegurd sieht noch einige Speerspitzen und gibt sein letztes Geld dafür.

¹ Römische Münzen.

Auf dem Forum drängen sich aufgeregte Menschen. „Was gibt es?“ fragt Siegurd einen der Umstehenden. „Hast du noch nicht gehört?“ antwortet der. „Heute findet im Theater ein aufregender Tierkampf statt. Ein Thraker¹ kämpft gegen einen Löwen!“

Die Friesen staunen. Das haben sie noch nicht gesehen! Sie folgen der drängenden Menge in das weite Rund des Stadions. Schon liegt die im hellen Sonnenschein glänzende Arena² vor ihnen. Wie geblendet schauen sich die Germanen um.

„Das sind wohl 90 Schritte durch die Arena“, sagt Siegurd. Er denkt an die Halle seines Stammesfürsten, die nur 30 Schritte lang ist. Sie gilt als die größte in seiner Heimat.

Die Menschen sitzen auf Steinstufen, die in weitem Bogen um den Kampfplatz laufen. Die Friesen stehen auf der obersten Stufe.

„Seht die übermannshohe Mauer! Kein Tier überspringt sie!“ sagt der schwarzbärtige Händler, der sich wieder zu ihnen gesellt hat, als er die Friesen im Gedränge erblickte. Er kennt solche Spiele.

„Was ihr dort einen Steinwurf von der Mauer entfernt seht, ist der Ausgang für die Kämpfer!“

Die Friesen freuen sich, daß sie in dem Händler einen Mann gefunden haben, der ihnen alles Neue, was auf sie eindringt, erklärt.

Plötzlich ertönt ein Schrei aus tausend Kehlen. Langsam, geschmeidig schreitet der Löwe durch die Arena. Ein mächtiges Tier! Das Schreien der Zuschauer macht ihn unruhig. Er schüttelt seine Mähne. Schreckliches Brüllen ertönt. Der Löwe reißt den Rachen auf, fletscht die Zähne. Atemlos sieht die Zuschauermenge jetzt einen Mann aus einer Falltür emporsteigen. Er ist fast nackt. Nur ein Lendenschurz ist um seine Hüften geschlungen. Es ist der Thraker, der mit dem Löwen kämpfen soll. In der rechten Hand hält er einen Dolch.

Als der Löwe den Mann bemerkt, faucht er böse. Katzenartig schleicht er in großem Bogen um ihn. Der Thraker muß sich im Kreise drehen. Er will das Raubtier nicht aus den Augen lassen; denn das könnte seinen Tod bedeuten. Einen Augenblick starren sich Mensch und Tier haßerfüllt an.

¹ Thraker: Angehöriger eines Volksstammes, der auf dem Balkan, im Gebiet des heutigen Bulgarien, lebte.

² Arena: Kampfplatz im Stadion oder Zirkus.



Man erkennt das wilde Funkeln der grün schimmernden Raubtieraugen. Alle Nerven sind aufs äußerste gespannt. Kein Laut ist in der weiten Runde zu hören. Der Löwe duckt sich. Lauert noch einen Augenblick; dann schnellert er sich vom Boden ab und ist im Augenblick über dem Thraker. Doch dieser, darauf gefaßt, stößt ihm den Dolch tief in die Kehle. Dann stürzt er mit dem Löwen zu Boden. Der Sand färbt sich rot. Bald legt sich das Raubtier zuckend auf die Seite, aber auch der Thraker ist verletzt. Ein Strom dunklen Blutes fließt aus einer Wunde am Hals.

Die Menge rast und jubelt dem Sieger zu, der von einigen Sklaven aus der Arena getragen wird. Sein Blut zeichnet eine rote Spur im Sande.

Die Friesen haben während des Kampfes wie erstarrt gestanden. Erst jetzt beginnen sie, sich wieder zu fassen. Sie haben schon manche aufregende Jagd mitgemacht. Doch das hier hat alles übertroffen.

Auf der Fahrt von Trier nach Köln

Der Händler und die Friesen haben das Theater verlassen. Sie wollen im Hafen ein Schiff suchen, das sie in ihre Heimat zurückbringen soll. Bewundernd betrachten sie auf ihrem Wege die Tempel und das große Stadttor, die Porta Nigra. Der Händler erklärt den Friesen alles, was ihnen fremd ist.

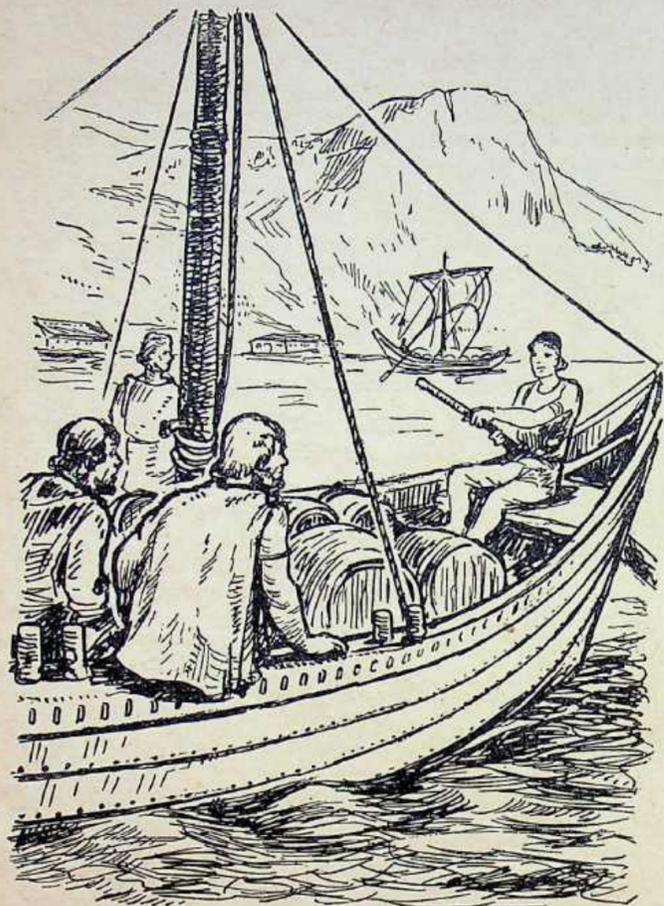
Als sie die Moselbrücke erreicht haben, bewundern die Friesen die sieben gewaltigen Brückenpfeiler. Am meisten staunen sie über die wuchtigen Steine, die von starken Eisenklammern zusammengehalten werden. Auch die dicken Holzbohlen interessieren sie.

„Meint ihr nicht, daß es sich lohnt, aus Stein zu bauen?“ fragt der Händler. „Durch Feuer kann ein solches Gebäude nicht so leicht zerstört werden. Ihr könnt viel von den Römern lernen. Sie sind sehr geschickt.“

„Und was ist das dort?“ weist Siegurd flüßaufwärts. Große, weitausladende Steinbögen wölben sich über den Fluß. Ein Frieser meint: „Es sieht wie eine Brücke aus!“

„Das ist keine Brücke“, erklärt der Händler. „Über diese Pfeiler fließt das Trinkwasser in die Stadt. Von weit her kommt es, aus einer reinen Quelle in den Moselbergen.“

Schließlich erreichen die Friesen mit dem Händler den Hafen. Der Händler betritt eins der römischen Handelsschiffe, die am Ufer liegen. Er



verhandelt mit dem Schiffsführer über den Preis, den die Friesen für die Heimfahrt auf der Mosel und auf dem Rhein bezahlen sollen.

„Was bietet ihr für die Fahrt?“ fragt der Schiffsführer. Der Schwarzbärtige überlegt: „Einige Tage sind wir unterwegs. Mit 15 Denaren für jeden wirst du zufrieden sein!“

Der Schiffer lacht schallend. „15 Denare, das wäre billig! Mindestens 25 Denare, sonst lauft zu Fuß!“ spottet er. Der Händler aber bleibt fest: „20 Denare und nicht mehr!“

Der Schiffer beißt sich ärgerlich auf die Lippen. Er weiß: Für ihn ist es ein Nebenverdienst. Es gibt noch andere Schiffe im Hafen, die die Friesen für diese Summe Geldes gern mitnehmen.

„Der Handel gilt“, sagt er deshalb. „Morgen früh fahren wir los!“

Am nächsten Tag schwimmt das Schiff den Rhein hinunter. Im Schiff ist es etwas unbequem. Viele Weinfässer lagern an Bord.

„Der Wein ist besser als unser Met“, sagt Siegurd. „Die Römer trinken ihn aus Pokalen¹. Habt ihr gestern auf dem Forum die herrlichen Silberschmiedearbeiten gesehen? Das werde ich auch einmal probieren. Was die Römer können, traue ich mir auch zu.“

„Die Römer?“ fragt der Händler. „Das haben gallische oder germanische Schmiede gearbeitet. Die Römer handeln nur damit und stecken das Geld ein.“

Jetzt mischt sich auch der andere Friese ins Gespräch. „Erinnerst du dich an den Töpfer, Siegurd? Wie schnell er doch auf seiner Scheibe die Töpfe formte! Ich war erstaunt. Schon oft habe ich von der Töpferscheibe gehört. In Trier sah ich sie zum erstenmal. Und erinnert ihr euch an den durchsichtigen Krug?“

Der Händler lächelt. „Er war aus Glas!“

„Aus Glas?“ staunte der Friese. „Was die Römer nur für seltsame und schöne Dinge besitzen! Wir müßten öfter ins Römerland reisen und Vieh und Felle gegen die Kostbarkeiten der Römer eintauschen!“

¹ Pokal: kelchähnliches Trinkgefäß.

DIE WANDERUNGEN DER GERMANEN

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 182 bis 184.)

Die Westgoten vor Rom

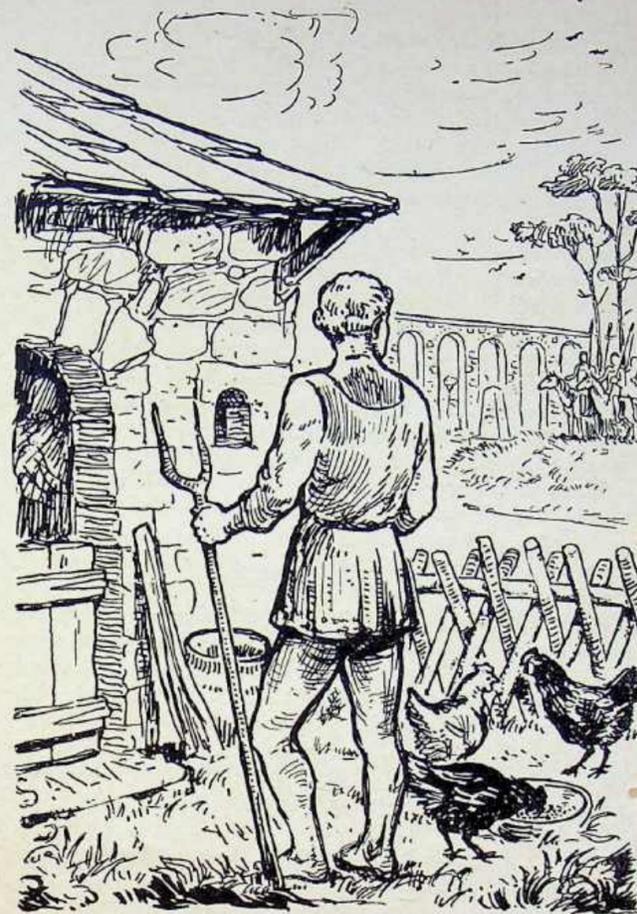
Der Kolone Hermanarich steht vor seiner Hütte und blickt hinunter auf die Straße. Wie still ist sie heute! Vom Hügel aus, auf dem seine Hütte liegt, kann er sie überschauen. Wie oft sah er die römischen Legionen auf ihr dahinziehen, hinauf nach Fidenae, der nächsten Siedlung! Wie oft sah er Bauern und Kolonen ihr Vieh auf der Straße treiben, nach Rom, der unersättlichen Stadt! Auch er muß seinem Herrn, der in der Stadt ein herrliches Haus besitzt, jedes Jahr im Herbst eine Kuh bringen und im Frühling zwei Lämmer; und wie oft der Römer die Frau des Kolonen beauftragt, ein Hühnchen zu liefern, wenn sie jeden dritten Tag die Milch abgeliefert! Ach, das wird gar nicht gezahlt!

Hermanarich steht und sinnt. Was gäbe er darum, wenn das Gerücht wahr wäre, das seit Tagen in der großen Stadt umgeht. Die Goten kommen! Das würde er den Herren in Rom gönnen! Schon gestern war die Straße wie leergefegt. Aber dreimal sah er schnelle Reiter dahingaloppieren. Sie werden Nachrichten über das Nahen der Goten gebracht haben, denkt er sich.

Er schirmt mit der Hand die Augen gegen die Sonne. Da – an einer Baumgruppe halten einige Reiter. Eins, zwei, drei, vier kann Hermanarich zählen. Sein Herz klopft schneller. Das müssen Goten sein! Dort hinten auf der Straße wirbelt eine Staubwolke auf. „Die Goten!“ jubelt er und läuft zur Straße hinunter. Dort trifft er auf die Reiter. „Wer bist du?“ fragte der ältere der Reiter. Hermanarich nennt seinen Namen und sagt, daß er ein Kolone sei.

„Kennst du einen Weg, auf dem man ungesehen in die Stadt Rom kommen kann?“ forschte der Reiter weiter.

„Nein!“, antwortet Hermanarich, „am Ufer des Tiber hat es Öffnungen gegeben. Aber schon im vorigen Jahre haben die Senatoren alle kleinen Pforten und die Lücken in der Stadtmauer zumauern lassen.“



„Du hast auch von unseren Spähern in der Stadt schon gehört, daß die Römer ihre alte Stadtmauer ausgebessert haben, Alarich“, wendet sich der Gote an einen jüngeren Reiter. Das ist Alarich, der König der Westgoten. Hermanarich hat schon viel von dem Gotenkönig gehört. Er staunt, als ihn Alarich freundlich fragt: „Sind die Getreidespeicher in Rom leer oder voll?“ Hermanarich weiß es nicht. Aber etwas anderes ist ihm bekannt. Im Hafen von Ostia sollen viele Getreideschiffe aus Nordafrika liegen. Sie warten auf günstigen Wind, um den Tiber stromaufwärts bis nach Rom zu segeln. Sind die Schiffe in der Stadt, dann hat Rom Getreide für viele, viele Wochen.

„Das ist eine gute Nachricht!“ lobt Alarich den Kolonen. Dann befiehlt er einem seiner Begleiter: „Drei Hundertschaften überwältigen in Ostia die Schiffe. Wir brauchen auch Getreide!“ Der Gote galoppiert schnell davon.

„Und was wird mit Rom?“ fragt der ältere Reiter. „Rom?“ Alarich schlägt mit der Hand an sein Schwert. „Rom wird von uns belagert werden! Das Hauptlager schlagen wir am Tiber auf. Aber unsere Krieger werden sich rings um die Stadt lagern. Niemand darf aus den Toren heraus oder in die Stadt hinein!“

„Die Kolonen erwarten eine milde Hand“, sagt Hermanarich. „Sie werden dich lieber unterstützen, König Alarich, als die habgierigen Römer. Ich hörte von vielen Sklaven in der Stadt, daß sie dich und deine Goten herbeisehnen.“

Der König weiß das. Auf der langen Wanderung seines Stammes von der Donau her haben sich viele Sklaven und Kolonen seinem Zuge angeschlossen. Sie sind ihm willkommene Bundesgenossen. Mit ihnen zusammen wird er das stolze Rom, das seit 600 Jahren keinen Feind mehr in so bedrohlicher Nähe gesehen hat, bezwingen.

„Vorwärts!“ ruft Alarich. In schnellem Trab reitet er mit seinen Begleitern seinem Heere entgegen, das in der Ferne auf der Straße sichtbar wird.

Nun ist Rom schon viele Tage von Alarichs Westgoten eingeschlossen. In der Stadt gibt es kein Brot, kein Fleisch. Die armen Römer murren, weil die Reichen ihre Vorräte allein verzehren. Die Sklaven werden immer unruhiger; sie spüren: die Tage ihrer Unterdrücker sind gezählt.

Der römische Senat¹ ist gezwungen, dem Westgotenkönig eine Gesandtschaft zu schicken. In stolzer Haltung treten die Römer vor die Barbaren.

„Klein ist dein Volk, König Alarich“, sagt der Sprecher, „und du erkühnst dich, gegen unsere alte, ehrwürdige Stadt zu kämpfen? Rom hat sich die ganze Welt unterworfen!“

Alarich mustert den Römer spöttisch und antwortet: „Unsere Krieger sind entschlossen und mutig. Täglich werden wir mehr. Viele Bauern und Kolonen kommen zu uns; auch Sklaven, die frei sein wollen. Sie berichten, daß die Sklaven in Rom zum Kampf gegen euch entschlossen sind!“

Die Boten des Senats werden blaß. Der Gotenkönig kennt die Lage in Rom genau. Aber trotzdem trumpft der Sprecher der Gesandtschaft auf: „Der Senat befehligt gute Soldner. Wachsam stehen sie an den Toren. Treu halten sie in den Straßen Wacht. Rom ist unüberwindlich. Groß ist die Zahl unserer Krieger!“

„Je dichter das Gras, um so leichter das Mähen“, spottet Alarich. Dann macht er dem Boten ein Angebot: „Wir wollen nicht eure Stadt, nur eure Schätze. Schickt uns euer Gold heraus, allen Hausrat von Wert! Dann suchen wir uns Land, auf dem wir uns ansiedeln können. Die Sklaven aber, die von den Goten stammen, müßt ihr freigeben; denn sie wollen mit uns ziehen.“

Die Römer feilschen lange mit dem verachteten Barbarenkönig um die Kaufsumme, für die sie den Abzug der Belagerer erreichen können. Durch ein hohes Lösegeld und die Freilassung von 40000 Sklaven kann der Senat schließlich den Abzug der Goten erwirken.

Zwei Jahre später erscheinen die Westgoten wieder vor Rom. Diesmal fällt die Stadt in ihre Hand. Den Sklaven in der Stadt gelingt es, mit den Westgoten Verbindung aufzunehmen. Sie öffnen ihnen nachts die Tore. So können die Goten in die Stadt eindringen.

In den Reihen der Goten kämpft auch der frühere Kolone Hermanarich. Er hat sich den Goten vor zwei Jahren angeschlossen. Nun zieht er mit

¹ Die Regierung der Stadt Rom.

ihnen durch das Tor in die Stadt. Er führt sie vor das prunkvolle Wohnhaus seines verhaßten Herrn. Mit Pollius, einem Sklaven des reichen Römers, hat er längst verabredet, wie sie dem Sklavenhalter eines Tages alle Reichtümer wegnehmen werden.

Aber der Sklavenhalter ist entflohen. In aller Eile hat er ein paar seiner Schätze zusammengerafft und Hals über Kopf das Haus verlassen. Die Furcht vor der Rache seiner Sklaven hat ihn fortgetrieben. Noch nie haben die Sklaven diesen trägen, fetten Römer so schnell laufen gesehen. Einige haben ihm Steine nachgeschleudert; einer wollte ihn verfolgen. Aber der Römer war zu schnell verschwunden. Irgendwo in der großen Stadt wird er Unterschlupf gefunden haben.

Nun zeigt Pollius den Goten die Vorratskammer und die Truhen, in denen der Römer seine Schätze verbarg.

Hermanarich sieht die seidenen und wollenen Gewänder. Er erkennt das gute Leinen, das sein Herr aus Gallien bezog. Er nimmt sich zwei Lammfelle, die er selbst dem Römer geliefert hat. Ein Gote steht vor einem Kästchen mit kostbaren Ringen und Spangen. Goldene Arm- und Stirnreifen, Gewandnadeln mit Bernsteinknöpfen und silberner Haarschmuck liegen in den Truhen.

Ein Gote zeigt auf eine bronzene Figur, die in einer Nische steht. Sie ist mit Gold verziert und sieht aus, als wäre sie in rotgelbe Gewänder gekleidet. Die Augen funkeln; sie sind aus Edelstein. Im Munde der Figur sieht man elfenbeinerne Zähne.

An dem kleinen Kunstwerk sehen die beiden Goten nur das kostbare Metall. Sie wiegen es in den Händen. Es scheint hohl zu sein. Schnell entschlossen durchschlägt ein Krieger die Figur mit seiner Streitaxt. Jeder nimmt sich eine Hälfte. Einen großen orientalischen Teppich zertrennen sie mit dem Schwert.

Inzwischen sind andere Goten in das Haus gedrungen. Laut durchstöbern sie alle Gemächer. Da zieht Hermanarich seine Freunde mit fort in die Küche. Dort schwelgt Pollius mit den anderen Sklaven, die nun frei sind. Einer hat die Handmühle zerschlagen, auf der er tagaus, tagein das afrikanische Korn zu feinem Mehl mahlen mußte. Zwei Sklaven schleppen Fleischtopfe herbei und verteilen das eingesalzene Hammelfleisch. „Ich mußte es einsalzen“, ruft der eine, „und durfte nie davon essen.“

„Und was bekam ich für meine Schlächterarbeit?“ fragt ein anderer
„Das Blut durfte ich trinken oder mit Mehl verrührt essen!“

Ein dritter sagt: „Für uns waren die Knochen zum Nagen. Jetzt wollen wir auch das Fleisch kosten! Hermanarich, bring uns einen Hammel!“

Der Kolone antwortet lachend: „Das ist vorbei! Jetzt soll meine Herde wachsen. Die Herren müssen wir für immer davonjagen!“

Das Grab im Busento¹ (410 u. Z.)

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza²
dumpfe Lieder;

aus den Wassern schallt es Antwort, und in
Wirbeln klingt es wider!

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die
Schatten tapfrer Goten,

die den Alarich beweinen, ihres Volkes
besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier
sie ihn begraben,

während noch die Jugendlocken seine Schultern
blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reichten sie sich
um die Wette,

um die Strömung abzuleiten, gruben sie
ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor
die Erde,

senkten tief hinein den Leichnam mit der
Rüstung auf dem Pferde;

deckten dann mit Erde wieder ihn und seine
stolze Habe,

daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem
Heldengrabe.

¹ Fluß in Süditalien.

² Stadt in Italien.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß
herbeigezogen;
mächtig in ihr altes Bette schäumten die
Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf
in deinen Heldenehren!
Keines Römern schnöde Habsucht soll dir je
dein Grab versehren!“
Sangen's, und die Lobgesänge tönnten fort im
Gotenheere;
wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer
zu Meere!

August von Platen

Die Vandalen fahren über das Meer

Die Hafenstädte Cartagena und Malaga in Südspanien hallen wider von den Axtschlägen der Schiffszimmerleute. Die Vandalen bauen eifrig neue Schiffe. Aber nicht nur dort, auch an anderen Orten müssen Schiffe gebaut werden. Der König Geiserich besucht alle Städte, in denen er Werften anlegen ließ. Überall will er die Vandalen anfeuern, daß sie schneller und mehr schaffen.

„Ihr seid durch das Land der Gallier und Westgoten gezogen und habt mutig standgehalten, als Römer und Westgoten uns hier bedrängten“, sagt er zu ihnen. „Ihr wißt wie ich, daß der Kaiser in Rom nicht Ruhe geben wird. Schon sammelt er ein neues Heer. Die römischen Söldner fürchten eure Kurzschwerter, und die Reiterei der Römer meidet gern den Kampf mit euch, weil ihr dem Gegner flink und mutig begegnet.“

Das weiß auch Aetius, der Statthalter in Gallien. Darum hat er den Kaiser ersucht, ein großes Heer aufzustellen. „Unsere Kundschafter melden, daß sich die Westgoten wieder mit Aetius verbündet haben.“ Er macht eine Pause und sieht die Versammelten der Reihe nach an. „Es ist am besten“, fährt er fort, „wenn wir über das Meer fahren!“

„Das ist ein großes Wagnis!“ ruft ein alter Anführer der Vandalen. „Wie willst du uns alle übersetzen?“

84

„Unsere Väter haben sich nicht gescheut, ihre Wohnsitze an der Oder zu verlassen. Wir dürfen uns nicht fürchten, die Fahrt nach Nordafrika zu wagen!“ entgegnet der König. Aber an noch etwas anderes denkt Geiserich: Wer die Küste Nordafrikas beherrscht, kontrolliert die Getreideausfuhr und kann seinen Druck auf Rom ausüben!

„Wie sollen wir denn die Überfahrt nach Afrika überstehen?“ fragt der alte Anführer der Vandalen noch einmal. Seine Stimme hat Gewicht bei seinen Stammesgenossen.

„Mit unseren Schiffen kann nur ungefähr ein Drittel unseres Stammes übersetzen. Willst du unsere Sippen teilen, Geiserich?“

„Niemals dürfen wir unsere Sippen trennen und unsere Krieger verzetteln!“ ruft der König. „Ich bin hier, um euch aufzufordern, schnell neue Schiffe zu bauen. Schickt die Bauern in die Wälder! Viel Holz wird gebraucht. Holt die entbehrlichen Männer von den Höfen! Mehr Schiffe müssen wir haben, immer mehr!“

Die Vandalen gehen ans Werk. Noch andere Hafenstädte sucht Geiserich auf. Er läßt breite Frachtschiffe bauen; denn alles Haus- und Ackergerät, alle Vorräte müssen mitgenommen werden. Kampfschiffe läßt der König zimmern, schmaler und fester als die anderen, denn auch der Wasserweg durch das Mittelmeer ist nicht sicher. Römische Kriegsschiffe kreuzen vor den nordafrikanischen und spanischen Häfen.

Der Vandalenkönig läßt auch kleinere, schnelle Boote bauen. Sie sind als Späher geeignet und werden als Kundschafter in die Gewässer des Mittelmeeres geschickt. Noch immer haben die Vandalen nicht genügend Schiffe. Geiserich versucht, seine Flotte auch auf andere Art zu vergrößern. In kleinen Unternehmungen erprobt er Mannschaften und Schiffe. Fünf schnelle Kampfschiffe sendet er nach der römischen Hafenstadt Palma, die auf den Balearen-Inseln liegt. Auch gegen Tanger in Nordafrika führen die Vandalen einen schnellen Angriff. Feindliche Schiffe werden heimgebracht. Weitere Raubzüge an der nordafrikanischen Küste folgen. So vergrößert Geiserich die Flotte.

Die Vandalen sind bald an allen Küsten des westlichen Mittelmeeres gefürchtet. Die römischen Kaufleute scheuen die offene See und fahren nur unter dem Schutz der Küste nach Spanien und Südgallien, nach Sizilien und den nordafrikanischen Häfen.

7 [11506-1]

85

Der Plan der Überfahrt bleibt geheim. Westgoten und Römer beobachten argwöhnisch die Rüstungen und Schiffsbauten der Vandalen. Sie kennen aber nicht den Zweck.

Im Jahre 429 ist es soweit. Im Mai beginnt die Überfahrt. Aus dem ganzen Land finden sich viele tausend Menschen in den Hafenstädten zusammen. Überall liegen die Schiffe bereit. Tagelang dauert das Verladen. Die dickbauchigen Frachter nehmen die Rinder- und Schafherden auf, die Schweine und Ziegen. Das Federvieh muß in Holzställen untergebracht werden. Die Wagen und aller Hausrat werden verladen. Vorräte an Korn und Früchten sind zu verstauen. Große Kisten und geflochtene Körbe nehmen das Futter auf. Heu und Stroh werden in die Frachträume geworfen.

Flinke Nachrichtenboote bringen den Befehl zur Überfahrt in sämtliche Häfen. Auf hoher See treffen sich die vielen hundert Fahrzeuge.

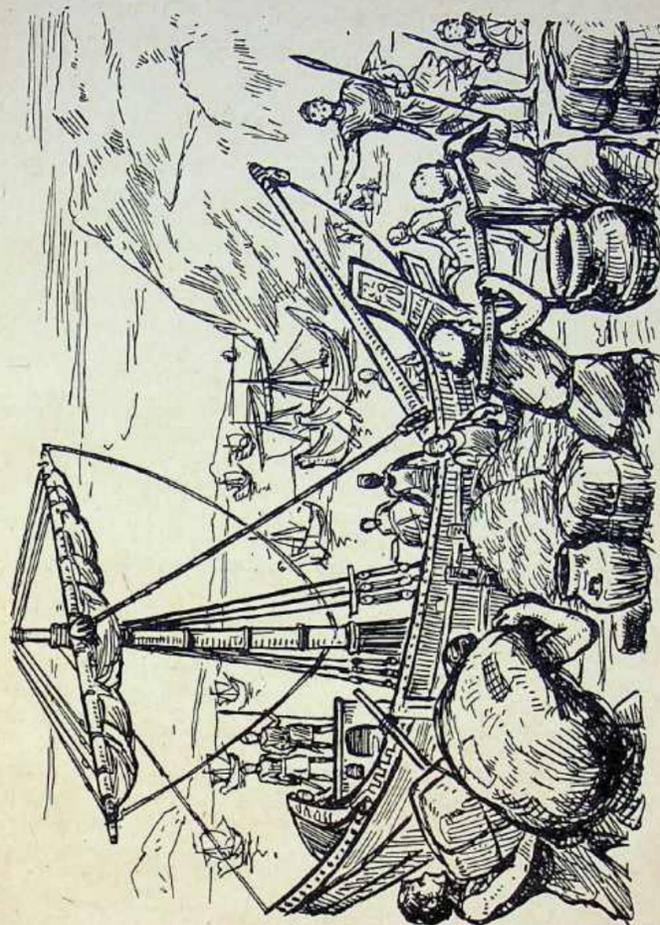
Mit günstigem Wind kommen die Schiffe gut voran. Die Ruderer müssen alle Kräfte aufbieten, wenn der Wind ihnen entgegenbläst. An Bord des Königsschiffes geht es lebhaft zu. Ständig kommen Meldungen. Die Anführer klettern an Bord und bringen Bericht vom Zustand der Schiffe und Mannschaften, oder der König hat sie zur Beratung befohlen.

Der König kontrolliert seine Schiffshauptleute. Nach allen Seiten hat er die Überfahrt gesichert. Auch um die langsameren Frachtschiffe kümmert er sich.

In den Nächten leuchten Feuerzeichen von den Schiffen, damit sie sich auf den Wogen nicht zu nahe kommen. Auch zur Verständigung dienen die verabredeten Leuchtzeichen. —

Die Überraschung gelingt. Die Vandalen erreichen die afrikanische Küste. Schnell wird die gotische Besatzung der römischen Stadt Oran überrumpelt. Dann beginnt das Entladen der Schiffe. Geiserich fährt mit seinen Kampfschiffen nach Cäsarea. Diese Stadt hat mehr Einwohner, als der Stamm der Vandalen zählt. Aber auch ihre Besatzung wird von den Eindringlingen überwunden und die Stadt besetzt. Was hatten auch die Söldner für ein Interesse, dem fernen Rom diese Provinz zur Ausbeutung zu erhalten!

Für die Vandalen beginnt ein beschwerlicher Zug durch Nordafrika. Das fremde Land mit seinen sandigen Straßen und eigenartigen Pflanzen und Bäumen läßt viele Vandalen staunen. Den Alten waren noch die Buchen-



und Eichenwälder ihrer nördlichen Heimat bekannt. Die Jungen gewöhnten sich an die Oliven Spaniens und seinen Wein. Die Kinder lernen nun die Dattelpalmen in Nordafrika kennen.

Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern

Anfang des Jahres 451 drangen die Hunnen in Gallien ein. Eine Reihe von Städten fiel ihnen zum Opfer; Metz wurde geplündert und eingeäschert. Die Hunnen rückten gegen Orléans vor, von wo aus ihnen der Weg nach Süden, nach Italien, oder nach Südwesten, ins Königreich der Westgoten, offenstand. Ihr König Attila nutzte die Feindschaft zwischen Westgoten und Römern aus. Er teilte dem römischen Kaiser mit, daß er gegen die Westgoten ziehe. Den Westgoten sagte er, daß er einen Kriegszug nach Italien unternähme. Aus diesem Grunde traten die Westgoten den Hunnen nicht entgegen, sondern beschlossen abzuwarten.

Die römische Regierung befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Die militärische Hilfe der mit Rom verbündeten Germanenstämme reichte für einen Krieg mit den Hunnen nicht aus. Dazu kam, daß der Winter 450 bis 451 ungewöhnlich kalt war. Schließlich wurde Italien von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht. Die allgemeine Armut war so groß, daß Eltern ihre Kinder in die Sklaverei verkauften, damit sie wenigstens etwas zu essen hätten. Unter diesen ungünstigen Umständen sahen sich die Römer nun durch den unerwarteten Überfall der Hunnen bedroht.

Der römische Oberbefehlshaber Aetius führte sein Heer in Eilmärschen nach Gallien. Es gelang ihm, die Westgoten zu überzeugen, daß die Hungersnot auch ihnen drohe, und sie zu einem Bündnis zu bewegen. Als Attila sich den vereinigten Kräften der Römer und Westgoten gegenüber sah, hob er notgedrungen die Belagerung von Orléans auf und zog sich zurück.

Die Römer und Westgoten verfolgten ihn. Auf den Katalaunischen Feldern (im heutigen Frankreich unweit Chalons-sur-Marne) kam es zu der entscheidenden Schlacht.

Am Tage vorher hatten die Wahrsager Attila prophezeit, in der bevorstehenden Schlacht werde der Führer des feindlichen Heeres fallen. Diese Auskunft bezog Attila auf den verhassten Aetius, den befähigten und



energischen römischen Feldherrn, und er entschloß sich, eine Schlacht zu beginnen.

Das Schlachtfeld war eine Ebene, die sanft zu einem Hügel anstieg. Beide Heere waren bestrebt, die Anhöhe zu besetzen, um eine günstige Ausgangsstellung für die Schlacht zu gewinnen. Die Hunnen und ihre Verbündeten kamen von der einen Seite an den Hügel heran, die Römer und Westgoten von der anderen, und nun entspann sich ein Kampf um den Kamm des Hügels. Auf dem rechten Flügel der gegen die Hunnen gerichteten Front stand König Theoderich mit seinen Westgoten, den linken Flügel bildeten die Römer unter Aetius. Sangiban, den Führer der Alanen, ließen die Verbündeten im Zentrum Aufstellung nehmen.

Die Schlachtordnung der Hunnen zeigte ein anderes Bild: Attila hatte sich mit seinem Heerhaufen in der Mitte aufgestellt. Seine nächste Umgebung bildeten auserwählte Streitkräfte seines Stammes.

Seine besten hunnischen Kampfscharen mochte Attila nicht ins Treffen schicken, weil ihre Niederlage einen Aufstand der von ihm beherrschten anderen Stämme zur Folge gehabt hätte. Darum traten bei den Hunnen zunächst germanische Krieger zum Kampf an. Diese waren nicht kampfbegeistert, während die Westgoten, die ihre Heimat verteidigten, und die römischen Krieger unter Aetius' Befehl sehr mütig waren. Den Römern und Westgoten gelang es zuerst, die beherrschende Anhöhe zu besetzen. Die Schlacht erreichte ihren Höhepunkt.

In einem kräftigen Vorstoß überrannten die Westgoten die Reihen der Feinde und jagten sie in die Flucht. Um Attila wäre es geschehen gewesen, wenn er sich nicht hinter dem Pfahlzaun seines Lagers verborgen hätte.

Die hereinbrechende Nacht setzte dem Kampf ein Ende. Im Licht der aufgehenden Sonne erblickte man eine Ebene, die mit Toten übersät war. Da die Hunnen keinen Ausfall machten, waren die Römer und Westgoten ihres Sieges sicher. Sie bereiteten die Belagerung der Wagenburg der Hunnen vor, die sie durch Aushungerung zur Übergabe zwingen wollten.

Es wird erzählt, daß Attila in seiner Befestigung einen Scheiterhaufen errichten ließ, weil er lieber den Flammentod sterben als sich gefangen geben wollte.

Während die Westgoten sich zur Belagerung vorbereiteten, bemerkten sie, daß ihr König fehlte. Nach langem Suchen fanden sie ihn unter einem

Berg gefallener Krieger. Sie bestatteten ihren König und wählten seinen Sohn Theorismund zum Nachfolger.

Von Rachedurst gegen die Hunnen ergriffen, fragte Theorismund den an Jahren älteren und erfahreneren Aetius um Rat, was er nun beginnen solle.

Aetius aber fürchtete, die Westgoten würden sich das Römische Reich unterwerfen, nachdem die Hunnen vollständig vernichtet wären. Darum gab er Theorismund den Rat, in seine Heimat zurückzukehren und die vom Vater ererbte Herrschaft anzutreten.

Theorismund hörte auf den falschen Rat des Aetius. So brachte die Feindschaft zwischen Römern und Westgoten, auf die Attila bei Beginn seines Feldzuges gerechnet hatte, dem Hunnenkönig tatsächlich großen Nutzen.

Als Attila sich überzeugt hatte, daß die feindlichen Truppen abgezogen waren, ging er über den Rhein zurück und rüstete zu einem neuen Kriegszug.

DAS REICH DER FRANKEN

(Vgl. Lehrbuch für den Geschichtsunterricht, 5. Schuljahr, 1954, S. 188 bis 220.)

Chlodwig, der Frankenkönig, vergrößert seine Macht über die Franken

Im Jahre 481 wurde der fünfzehnjährige Chlodwig der Fürst eines fränkischen Stammes. Er herrschte in der Stadt Tournai im heutigen Frankreich. Chlodwig umgab sich mit vielen Kriegeren.

Der junge Chlodwig strebte die Herrschaft über seine sämtlichen Stammesverwandten an. Er war ein Mensch mit großem Ehrgeiz, Willen und Beharrlichkeit. Er strebte danach, seine Nebenbuhler zu beseitigen und alle ihm benachbarten Fürsten zu entthronen, um die Macht in seinen Händen zu vereinigen. Sein Hauptziel war die Eroberung des reichen Galliens, das die Franken schon lange wegen seiner fruchtbaren Felder gelockt hatte.

Aber alle Mühe und Hartnäckigkeit wären umsonst gewesen, wenn Chlodwig unter den angesehenen Franken keinen Beistand gefunden hätte.

Unter den Franken gab es viele kriegerische Männer, die danach strebten, sich durch Kampf kostbare Waffen, Reichtum, Vieh und Sklaven zu erobern. Diese unbändigen Krieger bildeten die Gefolgschaft Chlodwigs. Gierig trachteten sie danach, in das reiche gallische Land einzudringen. Der Feldzug versprach eine nie gesehene Beute an gutem Boden, Häusern, Vieh, Waffen und Sklaven.

Aber der Feldzug setzte auch das gemeinsame Handeln aller fränkischen Stämme und die Vereinigung aller fränkischen Krieger unter einem gemeinsamen Anführer voraus. Die fränkischen Krieger sahen in Chlodwig den ersehnten Anführer.

Das war der Mann, den sie für ihre Feldzüge und Eroberungen brauchten.

Chlodwig faßte nach und nach die ganze Macht in seinen Händen zusammen und vernichtete grausam und treulos seine früheren Bundesgenossen, die kleinen fränkischen Könige und Fürsten.

In Gallien bestanden zu dieser Zeit drei Reiche: im Südosten das Königreich Burgund, im Südwesten das Westgotische Reich und in der Mitte

das Reich des römischen Statthalters Syagrius, der ein Stück des zerfallenen römischen Kaiserreiches beherrschte.

Chlodwig stürzte sich mit seiner Kriegsmacht zuerst auf Syagrius, den er besiegte. Der Sieg über Syagrius vergrößerte den Umfang des Königreiches Chlodwigs beträchtlich.

Während des Krieges gegen Syagrius hatten Chlodwigs Krieger in einer Kirche der Stadt Soissons einen kostbaren Krug von außerordentlicher Schönheit geraubt.

Der Bischof dieser Kirche sandte einen Boten zu Chlodwig mit der Bitte, ihm das kostbare Gefäß zurückzugeben. Chlodwig wollte den Bischof nicht durch eine Absage beleidigen. Er wußte genau, daß es ihm nicht gelingen würde, das Land des Syagrius zu behalten, wenn er sich die Vertreter der Kirche zu Feinden machte. Er wollte den Krug an den Bischof zurückgeben. Aber nach den alten Gebräuchen der Franken mußte die Kriegsbeute unter allen Kriegeren ausgelost werden. Selbst der König hatte nur Anspruch auf seinen Anteil.

Darum antwortete Chlodwig dem Boten: „Folge mir nach Soissons! Dort wird die Beute geteilt. Wenn mir der Krug zufällt, werde ich ihn dem Bischof zuschicken.“

Als die Franken in Soissons versammelt waren, wurde die gesamte Beute zur Schau gestellt. Hier gab es kostbare Vasen, flache Gefäße, Gegenstände kirchlichen Gebrauchs, von den Heiligenbildern geraubter Schmuck aus Gold und Silber, mit Edelsteinen verziert, wertvolle Gewänder der Priester, von gallischen Handwerkern kunstvoll gefertigte Becher, kostbare Waffen, Harnische, Helme und reichverzierte Sättel.

„Ich bitte euch, meine tapferen Krieger, mir außer meinem Teil auch jenes Gefäß zu geben“, sagte Chlodwig zu den versammelten Kriegeren und zeigte auf den Krug, um den der Bischof gebeten hatte.

„Ruhmreicher König, alles, was du willst, gehört dir“, sagten einige Krieger. „Nimm, was du willst, keiner wird es dir wehren!“ Aber ein Krieger trat vor und rief aus: „Nur das sollst du haben, was dir nach altem Recht das Los erteilt.“

Mit diesen Worten schlug er mit seiner Wurfaxt auf den Krug. Der König verbarg seinen Zorn und schwieg, weil der Krieger nach altem Brauch recht hatte. Er überreichte dem Boten des Bischofs das verunstaltete Gefäß.

Aber nach einem Jahr, als alle fränkischen Krieger sich auf dem „Märzfeld“¹ versammelten, erinnerte sich der König dieses Vorfalles. Er ging durch die Reihen der Krieger, prüfte ihre Waffen und näherte sich demjenigen, der den Krug zerschlagen hatte.

„Niemand trägt solche schlechten Waffen wie du, weder dein Speer noch dein Schwert oder deine Wurfaxt taugen etwas“, sagte Chlodwig und warf das Schwert des Kriegers zu Boden. Jener bückte sich, um das Schwert aufzuheben, aber Chlodwig schlug mit aller Gewalt zu und spaltete ihm mit der Wurfaxt den Schädel.

„So hast du es mit dem Krug in Soissons getan!“ rief Chlodwig aus. Dann befahl er den Kriegern, auseinanderzugehen. Alle entfernten sich aus Furcht. Niemand wagte, ein Wort zu sagen, um seiner Unzufriedenheit über die Tat Chlodwigs Ausdruck zu verleihen.

Rechtsprechung nach fränkischem Recht

Es war ein klarer, sonniger Tag. Auf der Höhe eines kleinen, mit lichtigem Wald und spärlichem Gebüsch bewachsenen Hügels waren die Franken der umliegenden Ortschaften zu einer Gerichtsversammlung erschienen.

Eine wichtige Sache sollte verhandelt werden: Während des Feldzuges war ein königlicher Bewaffneter von einem anderen Franken im Streit erschlagen worden.

Als alle versammelt waren, nahmen die Richter ihre Sitze auf der Anhöhe ein. In ihrer Mitte saß der Hauptrichter.

Jeder Richter trug ein Schwert, und hinter jedem stand ein Knecht und hielt Speer und Schild seines Herrn. Die Gewänder der Richter ließen ihren Reichtum und ihr Ansehen erkennen. Zu Richtern wurden nur wohlhabende Personen berufen. Der Hauptrichter beispielsweise besaß eine Mühle, in der Sklaven arbeiteten; er war reich an Vieh und großen Schweinherden.

Die Gerichtsverhandlung begann. Der Bruder des Getöteten war der Kläger. Er war ein hochgewachsener junger Franke mit langem, blondem Schnurrbart. Er klagte einen Bewaffneten an, der neben ihm stand. Beide trugen Speer und Schild in den Händen; an ihrer Seite hingen die Schwerter.

¹ „Märzfelder“ wurden bei den Franken jene Volksversammlungen genannt, die im März zusammentraten.

Die beiden waren wie alle übrigen Teilnehmer am Gericht nach altem Brauch bewaffnet. Der finster blickende Krieger, der unter Mordverdacht stand, leugnete seine Schuld.

„Ich war zwar mit dem Toten verfeindet“, sagte er, „aber Gott weiß, daß ich ihn nicht erschlagen habe. — Er hatte viele Feinde, nicht nur mich allein“, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu. Aber der Angeklagte hatte keine Zeugen.

Da erhob sich der Hauptrichter und wandte sich zu dem Angeklagten: „Umsonst behauptest du hier, daß du kein Mörder seist. Nach dem fränkischen Gesetz, das zu Lebzeiten des Königs Chlodwig aufgestellt wurde, muß der des Mordes Beschuldigte sich von der Anklage reinigen. Kannst du 72 Bürgen beibringen, die schwören, daß du nicht gemordet hast, und ihren Eid ohne Lüge ablegen?“

„Woher soll ich so viele Geschworene nehmen? Meine Familie ist klein.“

„Dann wirst du, entsprechend dem fränkischen Recht, einem Gottesgericht unterworfen. Wie willst du“, wandte sich der Hauptrichter an den Kläger, „daß man ihn prüft? Soll er ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, oder soll er seine Hand in siedendes Wasser tauchen und eine Weile darin lassen? Dann werden wir ihm die Hand verbinden, und nach Wochenfrist werden wir feststellen, wie Gott geurteilt hat, ob er im Recht ist oder ob du es bist. Wenn die Hand geheilt ist, hast du ihn fälschlich angeklagt, wenn sie eiert, wird er nach fränkischem Recht verurteilt.“

„Mag er diesen Ring aus dem kochenden Wasser holen. Wenn es ihm gelingt, ihn so herauszuholen, daß seine Hand nach sieben Tagen heil ist, bedeutet das, daß das Gottesurteil gegen mich spricht“, antwortete der Kläger.

Blaß, aber äußerlich ruhig, trat der Angeklagte an die Schale. Einer der Richter nahm den Ring des Klägers und warf ihn in das Gefäß. Das Wasser in der Schale sprudelte. Der Angeklagte bekreuzigte sich, blickte auf seine Hand und griff schnell in das Gefäß. Aber er fand den Ring nicht gleich. Die ganze Hand hatte sich mit weißen Wasserblasen bedeckt. Allen war klar, daß sie nicht so schnell heilen würde.

Nach einer Woche trat das Gericht wieder zusammen. Die Hand war nicht geheilt. Die Totenstille der Versammlung wurde von Ausrufen unterbrochen: „Mörder! Schuldig! Gott hat geurteilt!“



Während die verbrühte Hand wieder verbunden wurde, nahm der Haupt-richter den Text des fränkischen Rechtes zur Hand und las: „Wer das Leben eines freien Franken oder Barbaren, der unter fränkischem Recht lebt, nimmt und dessen überführt wird, soll 200 Solidi¹ bezahlen.“

Er sprach weiter:

„Aber du hast keinen einfachen Franken getötet, sondern einen königlichen Krieger, und das Leben eines königlichen Kriegers ist dreimal so wertvoll wie das Leben eines einfachen Franken.“

Du hast den königlichen Krieger jedoch nicht einfach getötet. Du hast ihn auf dem Feldzug erschlagen und damit dem fränkischen Heer einen Schaden zugefügt. Das fränkische Recht schreibt darüber: ‚Wenn jemand das Leben eines freien Menschen im Feldzug nimmt, und der Getötete stand nicht in königlichen Diensten, dann soll der Mörder eine Buße von 600 Solidi zahlen. Wenn der Getötete aber im königlichen Dienst stand, so wird der des Mordes Überführte zur Zahlung von 1800 Solidi verurteilt.‘ Also mußt du nach fränkischem Recht 1800 Solidi zahlen. Das Gericht macht dich im voraus darauf aufmerksam, daß du dein ganzes Vermögen verlierst, falls du nicht zahlst. Wenn das die Strafe nicht deckt, dann wirst du mit deiner Freiheit sühnen.“

Schweigend verließ der Verurteilte das Gericht. Er war zur höchsten Strafe, die das fränkische Recht kennt, verurteilt worden. Er war verarmt. Denn 1800 Solidi waren sehr viel Geld. Für einen Solidus konnte man eine Kuh kaufen, für zwei Solidi einen Stier. Eine Stute kostete drei Solidi.

Begleitet vom Weinen seiner Frau, seiner Kinder und seiner Verwandten, ging der Verurteilte zu seinem Haus und lieferte sein ganzes Vermögen ab. „Da sind die Schweine, die Kuh, das Fischernetz, das Kalb; am Ufer des Flusses liegt mein Boot. Nehmt alles, was ihr seht. Mehr habe ich nicht.“

Aber das Vermögen deckte die Bußschuld nicht. Er stellte dem Gericht zwölf Bürgen. Diese schworen, „daß er weder auf noch unter der Erde etwas besitzt, außer dem, was er schon gegeben hat“. Nun mußten noch seine Verwandten für ihn zahlen. Wenn das aufgebrachte Geld immer noch nicht zur Begleichung der Schuld reichte, konnte der Richter den Verurteilten in die Sklaverei verkaufen. —

Später wurde eine andere Sache verhandelt:

¹ Solidus: Fränkische Münze. Mehrzahl: Solidi.

Vor Gericht erschien ein reichgekleideter Franke. Stolz und hochmütig stand er da, mit bösen und grausamen Gesichtszügen. Seine Stimme klang polternd und laut. Er beschuldigte einen anderen Franken des Diebstahls.

„Gehrter Richter!“ sagte er. „Ich klage diesen Franken an, mir meinen Leitstier gestohlen zu haben. Außerdem nahm er mir einen Sklaven mit besonderen Fähigkeiten.“

„Kannst du Zeugen dafür beibringen?“ fragte der Hauptrichter.

„Ich habe diese Zeugen zur Gerichtsverhandlung geladen. Sie werden unter Eid meine Aussagen bestätigen. Hier sind sie!“ wies der Kläger auf seine Zeugen.

„Wissen die Zeugen, daß sie die reine Wahrheit sprechen müssen? Wissen sie, daß sie als Verleumder jeder 15 Solidi Buße entrichten müssen, wenn sie falsch aussagen?“ fragte der Richter.

„Wir wissen es. Wir werden unter Eid die ganze Wahrheit sprechen“, sagte einer der Zeugen. „Dieser Mensch ist wirklich des Diebstahls schuldig. Den Stier haben wir auf seinem Hof gesehen. Dann hat er ihn in das Nachbardorf verkauft, und der Käufer hat es erzählt. Was den Sklaven betrifft, so wissen wir, daß der Beschuldigte schon lange die Sklaven des Herrn zu bereden versuchte, zu ihm überzutreten.“

Alles Leugnen half dem Angeklagten nichts.

„Also“, wandte sich der Hauptrichter an den Angeklagten, „du bist schon des Diebstahls an dem Stier und an dem Sklaven dieses angesehenen Franken überführt. Über den Leitstier sagt das fränkische Recht folgendes aus: ‚Wenn jemand einen Leitstier stiehlt, der noch nie unter dem Joch war, so wird er zu einer Buße von 45 Solidi verurteilt.‘ Und für die Entführung des Sklaven wirst du 35 Solidi zahlen.“

„Aber“, erwiderte der Überführte, „ich brauchte doch die 35 Solidi nur dann zu zahlen, wenn ich den Sklaven getötet hätte!“

„Entsprechend dem fränkischen Recht“, antwortete ihm der Richter, „hast du dem Besitzer Schadenersatz zu leisten. Dabei ist es gleich, ob du den Sklaven getötet, verkauft oder ihm die Freiheit geschenkt hast. Im Gesetz heißt es: ‚Wenn jemand einem fremden Sklaven das Leben nimmt, ihn verkauft oder ihm die Freiheit schenkt, so wird er zu einer Buße von 35 Solidi verurteilt.‘ Also mußt du die Strafe für den Diebstahl des Leit-

stiers mit 45 Solidi entrichten und für die Entführung des Sklaven 35 Solidi, im ganzen also 80 Solidi. Ferner mußt du dem Besitzer den Schaden ersetzen, das heißt, ihm den Wert des Stieres und den des Sklaven bezahlen.“

Kaum hatte der Richter den Gerichtsbeschuß verkündet, als ein hagerer, hochgewachsener Mann schreiend und mit den Händen fuchtelnd einen gebundenen Sklaven in den Ring stieß: „Er hat mein Schwein gestohlen! Er will es nicht gestehen. Man muß ihn foltern!“

Der ebenfalls anwesende Besitzer des Sklaven schrie bei diesen Worten: „Man soll ihn nicht foltern, er ist ein geschickter Arbeiter! Wenn man ihn zu Tode foltert, wer soll meine Pferde beschlagen und meine Pflugscharen instand halten?“

„Wenn du den Sklaven gefoltert haben willst“, wandte sich der Richter an den Bestohlenen, „so entrichte dem Besitzer dieses Sklaven ein Pfand, damit er keinen Schaden hat, wenn sein Sklave an der Folter stirbt oder zum Krüppel wird!“

Der Berg, auf dem die Verhandlung stattfand, hallte wider vom Geschrei des Sklaven. Er wurde auf eine Bank gestreckt und mit glühendem Eisen und siedendem Wasser gefoltert. Er wurde so lange geschlagen, bis er gestand. Dann sprach der Richter:

„Nach dem fränkischen Recht muß der Freie für den Diebstahl des Schweines 15 Solidi bezahlen. Der Sklave muß für das gleiche 120 Peitschenschläge erhalten, weil es im fränkischen Recht heißt: ‚Wird eine Tat begangen, für die ein Freier 15 Solidi Strafe entrichtet, so muß ein Sklave für die gleiche Tat auf die Bank gebunden werden und 120 Schläge mit der Peitsche erhalten.‘“

Die Franken dringen in das Land der Sachsen ein

Friedlich schlafen sonst die Menschen in den Dörfern an der Weser in den stillen Frühlingsnächten. Aber in dieser Mainacht findet niemand Ruhe. Der Wind braust. Mond und Sterne sind für Augenblicke von dahinjagenden Wolken verdeckt, dann werfen sie wieder ihr Licht über die Berge am Fluß. Auf dem Hügel am Rande des Dorfes stehen die Männer und Frauen. Sie sind in Angst und Sorge. Ein Reiter hat am späten Abend die Schreckensbotschaft gebracht: Der Frankenkönig zieht mit seinem



100

Heere heran! Plündernd und brennend überfällt er das Sachsenland. Blutrot steigt der Feuerschein zum Himmel auf.

„Seht, wie dort im Westen überall die Dörfer brennen!“

Im Osten lodern schon auf allen Bergen große Feuer auf. Das sind die Flammenzeichen, die zum Kampf gegen den nahenden Feind rufen.

„Was sollen wir tun? Alles im Stich lassen und in den Ringwall hinaufgehen?“

„Ja, wir müssen Schutz suchen in der Eresburg“, sagt ein besonnener Mann.

„Wenn wir unsere Häuser verlassen, werden wir unser Dorf nicht wiederfinden. Die Franken werden es verbrennen, und morgen Abend sehen wir, wie das Feuer aus unseren Häusern schlägt“, wendet ein anderer ein.

„Wenn wir hierbleiben, müssen wir uns unterwerfen und demütigen lassen. Wollt ihr das?“

„Nein!“ rufen die Anwesenden von allen Seiten.

Ein alter, hochgewachsener Sachse spricht eindringlich zu seinen Stammesgenossen: „Wir müssen den alten Glauben aufgeben und Christen werden. Dann kommen die Priester, und wir müssen ihnen Hütte und Kirche bauen. Sie gehen auf unsere Felder, zählen die Garben und sagen: ‚Jede zehnte Garbe gehört uns!‘ Sie gehen in unsere Ställe, zählen die Rinder und sagen: ‚Das zehnte Stück gehört uns.‘ Wollt ihr das?“

„Niemals!“ rufen die Dorfbewohner.

„Der Frankenkönig wird unser Herr sein. Wir werden seine Knechte. Seine Grafen zählen die Männer und Jünglinge und sagen: ‚Die gehören dem Frankenkönig für die Kriege, die er in aller Welt führt.‘“

„Das soll nie geschehen!“

„Wir haben noch nie einen König aus unseren eigenen Reihen über uns gehabt, und nun sollen wir den fremden König der Franken anerkennen? Niemals!“

Dann verstummt das Gespräch. Der Feuerschein im Westen rückt näher. Flüchtlinge eilen auf den Hügel. Sie bringen das Vieh mit. Auf den Wagen sitzen die Alten, die Frauen und Kinder. Von weitem rufen sie den Wartenden entgegen: „Ihr seid noch hier? Flieht! Laßt eure Häuser im Stich! Rettet euer Leben vor den Franken! Sie plündern und brennen eure Häuser nieder. Sie treiben euer Vieh fort und quälen und morden euch!“

8 [11500-1]

101

Angstschreie werden laut. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren. Seufzend und fluchend treiben die Männer das Vieh aus den Ställen. Die Frauen holen klagend und weinend Eßvorräte und Geräte aus den Häusern, so viel sie tragen können. Sie blicken vom Hügel zurück auf das Dorf.

Die Dorfbewohner fliehen. Sie begeben sich in den Schutz der festen Stein- und Erdwälle der Eresburg. Hier sammeln sich die von allen Seiten herbeiströmenden sächsischen Männer, Frauen und Kinder mit ihrem Vieh und ihren Geräten.

Das Königsbotengericht

Morgen ist Gerichtstag

An einem klaren Sommertag traben drei Reiter über das Land. Ihr Weg ist weit und beschwerlich. Stundenlang reiten sie auf unwegsamen Pfaden durch dichten Wald. Endlich öffnet sich vor ihnen der Forst: Wiesen und Felder breiten sich aus. Hinter hohen Bäumen werden die Dächer der Bauerngehöfte sichtbar.

Die Reiter setzen das Horn an und blasen. Männer und Frauen lassen ihre Arbeit liegen und lauschen, was ihnen die königlichen Boten zu melden haben. Sollte der Heerbann zu einem neuen Kriegszug aufgeboden werden? Sollten wieder Männer von ihrer friedlichen Arbeit fortgerissen werden für Monate, vielleicht für Jahre?

„Hört alle her!“ ruft der Sprecher laut. „Heute werden die Königsboten eintreffen. Morgen werden sie unter der großen Eiche im Namen des Königs Gericht halten. Wer Klagen hat, bringe sie vor das hohe Gericht!“

Es gibt wirklich viele Klagen! Seit der Grundherr Bernward danach trachtet, Land aus der Markgenossenschaft an sich zu reißen, ist es ständig zu Streitigkeiten gekommen. Besonders schwer hat es der Bauer Diethelm, Bernwards Nachbar, den der Herr hörig machen will. Diethelm will morgen gegen den Herrn klagen. Alle sind auf das Urteil der Richter gespannt.

Herren unter sich

Unterdessen nähern sich die Königsboten. Sie reiten an der Spitze einer bewaffneten Kriegerschar. Am Ende des Zuges fahren mehrere Wagen, die

mit Reisevorräten reich beladen sind. Auch sie werden von Kriegern geschützt. Auf Herrn Bernwards Hof hält der Zug. Die Königsboten wollen bei ihrem alten Freund und Waffengefährten einkehren.

Wenig später sitzt der Hausherr mit seinen Gästen an der reichgedeckten Tafel. Sie sprechen von früheren Zeiten und gemeinsamen Freunden. Aber bald bringt Bernward die Rede auf seinen Streit mit dem Bauern Diethelm.

„Es ist nur gut“, beginnt er, „daß ihr gekommen seid, um im Namen des Königs Recht zu sprechen und Ordnung zu schaffen. Ihr glaubt gar nicht, wieviel Ärger ich mit den Bauern habe. Sie sind aufsässig und pochen auf ihre alten Rechte. Sie wollen sich nicht damit abfinden, daß wir die Herren sind. Wo kommen wir denn hin, wenn jeder Bauer glaubt, das gleiche Recht zu haben wie der Herr!“

„Wir werden den Fall morgen untersuchen“, antwortet der eine Königsbote. „Du hast ganz recht. Wir müssen den Bauern zeigen, wer Herr im Lande ist.“

Er macht eine kleine Pause, ehe er fortfährt: „Aber ganz so einfach ist es nicht, wie du dir das vorstellst.“

Der Gerichtstag

Der Morgen, den alle mit Spannung erwartet haben, ist angebrochen. Schon früh fangen die Leute der Königsboten an, den Richtplatz herzurichten. An der alten Eiche befestigen sie den Schild ihres Herrn. In einem Kreis um die Eiche schlagen sie Haselstöcke in den Boden und ziehen eine Schnur; damit haben sie das „Gehege“, die Gerichtsschranke, geschaffen. Sie darf nicht ohne harte Strafe von den Zuhörern überschritten werden.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang erscheinen die Königsboten. Einer von ihnen, der Richter, nimmt auf dem Richterstuhl Platz. Der andere, ein Geistlicher, steht neben ihm.

Die freien Bauern des Dorfes sind versammelt und besprechen lebhaft das bevorstehende Ereignis.

Der Richter hebt einen weißen Stab. Sofort tritt Stille ein. Das Gericht beginnt.

Der Richter selbst erhebt zunächst Klage gegen den Bauern Liudolf und beschuldigt ihn, den Heeresdienst verweigert zu haben. Liudolf wird aufgefordert, sich zu verteidigen. Er tritt vor und berichtet:

„Ich bin ein armer Bauer und besitze nur eine halbe Hufe¹ Land. Doch bin ich ein freier Mann. Schon lange versuchte Herr Bernward, meinen Acker in seinen Besitz zu bringen. Als der Heerbann aufgeboden wurde, tat ich mich mit Friedbert zusammen, der auch nur eine halbe Hufe Land besitzt. Ich half ihm bei der Ausrüstung, und er zog für mich mit ins Feld, wie es der König befohlen hatte. Aber jetzt wollte der Herr auch mich zwingen, in den Krieg zu ziehen. Das habe ich verweigert!“

Diese Aussage muß Liudolf durch einen Schwur bekräftigen. Sechs freie Bauern stehen ihm als Eideshelfer zur Seite. Liudolf schwört, die Wahrheit gesagt zu haben, und bittet um das Urteil.

Spannungsvolle Stille liegt über der Versammlung. Die Königsboten beraten mit ihren Helfern das Urteil. Sie sprechen lange miteinander. Die Zuhörer werden ungeduldig.

Endlich verkündet der Richter das Urteil. Liudolf wird für schuldig erklärt und zu einer Bußzahlung von 100 Solidi verurteilt.

Empört verläßt der Bauer den Platz. Die Umstehenden murren. Einige schimpfen laut über das ungerechte Urteil. Dann tritt der Bauer Diethelm in das Gehege.

„Ich klage den Herrn Bernward an! Er soll mir meinen Acker wiedergeben und für den Schaden Buße leisten, den er mir zugefügt hat! Früher lebten wir friedlich in unserer Markgenossenschaft, bis der Bauer Hunold dem Herrn seinen Acker abtreten mußte, weil er von Schulden bedrängt war.“

So wurde Bernward mein Nachbar. Immer versuchte er, auch meinen Acker an sich zu reißen. Er befahl seinem Unfreien, ein Stück meines Ackers umzupflügen. Ich beschwor den Unfreien, zu warten, bis ich mit dem Herrn gesprochen habe. Er habe kein Recht, hier zu pflügen. Aber vergeblich!

Ich verlange meinen Acker zurück und ein Bußgeld vom Herrn, wie es bisher üblich war!“

In die Bauernmenge kommt Unruhe. Mancher unterdrückt einen lauten Fluch gegen Bernward, dessen herrisches Wesen sie fürchten. Einige murren laut. Der Richter muß die Ruhe wiederherstellen. Der Angeklagte tritt vor. Sein Gesicht ist hochmütig. Höhnisch verteidigt er sich:

¹ Eine Hufe: etwa 7 bis 15 ha.

„Kann der Bauer Diethelm beweisen, daß ihm der Acker gehört? Er kann es nicht. Hat er eine Urkunde darüber? Nein! Warum soll ich nicht befehlen können, den Acker zu bestellen?“

Schon wieder geht ein Murren durch die Menge. „Kannst du mir Männer nennen, die bezeugen, daß dir der Acker gehört?“ fragt der Richter den Bauern.

Diethelm nennt fünf Bauern, die der Markgenossenschaft angehören. Sie sagen aus, daß Diethelm diesen Acker von jeher bestellt habe. Ein alter Bauer berichtet, daß schon Diethelms Vater den Acker bearbeitet hat.

Nach kurzer Beratung erhebt sich der Richter und verkündet das Urteil: „Herr Bernward hat sich geirrt. Der Acker gehört Diethelm. Du erhältst deinen Acker zurück. Damit ist das Recht wiederhergestellt.“

Tief enttäuscht verläßt Diethelm den Gerichtsplatz. Die versammelten Bauern sind ebenfalls nicht einverstanden. —

Aber auch Herr Bernward ist nicht zufrieden. Er hat von seinen Freunden ein günstigeres Urteil erwartet.

Noch weitere Fälle behandelt der Richter. Erst kurz vor Sonnenuntergang wird das Gericht abgeschlossen. —

Am Abend sitzen Herr Bernward und seine Gäste beim Wein zusammen. Bernward ist übel gelaunt. Er macht den Königsboten Vorwürfe: „Nun habt ihr doch dem Bauern recht gegeben! Ich muß ihm den guten Acker lassen; Ich verstehe euch nicht!“

Der Richter sagt ernst: „Der König braucht den freien Bauern für seine vielen Kriegszüge. Die freien Bauern sind die Stütze seines Heeres. Sei froh, daß wir dich nicht zur Bußzahlung verurteilt haben. Mehr konntest du nicht erwarten.“

Nur ungerne fügt sich der Herr.

Der freie Bauer Diethelm wird unfrei

Auf den Gräsern glänzte der Tau. Der Morgennebel hing in leichten Schwaden in den Kronen der Fichten und Kiefern. Es ist noch gut eine Stunde bis zum Sonnenaufgang, dachte der Bauer Diethelm. Fröstelnd zog er die Schultern hoch. Die Hände hatte er in die Taschen seiner Hose gesteckt, die aus grobem Leinen genäht war.

Er ging auf sein Feld. Es ließ ihm keine Ruhe. Er hatte in der Nacht nicht viel geschlafen. Der Gedanke an sein Feld ließ ihn nicht los.

Schon vor Tagen und gestern wieder hatte er auf seinem Acker einen Unfreien des Grundherrn Bernward entdeckt. Diethelms Stück Land grenzte an den Besitz des Herrn. Dieser befahl seinem Knecht wieder, das Bauernfeld mit umzupflügen! Der Bauer war gerade zur rechten Zeit gekommen, um den Unfreien des Herrn von seinem Vorhaben abzubringen. Der wollte erst nicht auf den Bauern hören, aber Diethelm beschwor ihn, bis er doch unverrichteter Sache auf den Herrenhof zurückging.

Diethelm war weiterhin um sein Land besorgt. Deshalb ging er heute wieder aufs Feld. Der Grundherr wird sich nicht zufriedengeben; er wird nicht ruhen, bis er sein Ziel erreicht hat, dachte der Bauer.

Und richtig! Schon aus einiger Entfernung sah er den Knecht des Herrn pflügen.

Der Pflüger sah schon von weitem, wie Diethelm aufgeregt auf ihn losstürmte. Der Bauer rief: „Bist du schon wieder da? Laß endlich meinen Acker! Den pflüge ich selbst. Geh zurück auf das Land deines Herrn!“

Der Unfreie kümmerte sich erst nicht um die Worte des Bauern. Als Diethelm wieder zu schimpfen begann, verteidigte er sich: „Ich muß es tun. Der Herr hat's mir befohlen. Er hat mir gedroht und mich geschlagen. Was soll ich tun?“

Er hatte sein Gespann angehalten und schaute ratlos auf den Bauern. Er sah, wie der Zorn Diethelm überkam. Der Bauer konnte sich nicht mehr zurückhalten. Die Wut über die vielen Demütigungen und Ungerechtigkeiten, die ihm der Herr in den letzten Monaten zugefügt hatte, kam zum Ausbruch.

Diethelm geriet in Streit mit dem Pflüger. Ist denn der Bauer nicht mehr bei Sinnen? dachte dieser. Diethelm kam ungestüm auf ihn zu. Der Pflüger wich zurück. Dabei stürzte er über den Pflug und verletzte sich einen Fuß und die rechte Hand. Er sank zu Boden und stöhnte auf vor Schmerzen.

Diethelm war zumute, als erwachte er plötzlich aus einem Rausch. Betroffen starrte er auf den am Boden Liegenden. Er bückte sich, hob den Verletzten auf und schleppte ihn nach Hause.

Der Grundherr Bernward sah in diesem Vorfall die ersehnte Gelegenheit, den freien Bauern Diethelm endlich unter sein Joch zu zwingen.



Diethelm sah dem Tag der Gerichtsverhandlung mit Bangen entgegen. Bernward war jetzt selbst Gerichtsherr. Er hatte dieses Recht vom König erhalten. Diethelm wußte, daß er von Bernward nichts Gutes zu erwarten hatte. Er wurde zur Zahlung einer hohen Geldstrafe verurteilt, weil er den Knecht des Grundherrn verletzt hatte.

„Woher soll ich das viele Geld nehmen?“ fragte er. „Ich habe nichts, ich kann es nicht zahlen. Vieh ging mir ein, die Trockenheit. . . Ich habe nicht viel geerntet.“

Aber das Urteil war gesprochen, und der Herr lachte sich ins Fäustchen.

Diethelm lag viele Nächte wach. Er überlegte und grübelte, aber er fand keinen anderen Ausweg. „Ich muß mich dem verhaßten Herrn beugen. . . Muß mich von ihm von meiner Strafe loskaufen lassen.“

Schon viele vor ihm hatten drei Kreuze unter eine Urkunde gemacht, die der Herr ihnen vorlegte und in der folgende Worte standen:

„Da meine Unfähigkeit, zu zahlen, immer größer wurde und ich in große Schwierigkeiten geriet, so daß ich schon mein Leben hätte verlieren können, habt Ihr mich mit Eurem Geld losgekauft. Ich besitze kein Vermögen mehr. . . Deshalb habe ich beschlossen, dafür den Stand meiner Freiheit Euch untertänig zu machen. Ich gelobe, auf Eurem und Eurer Beamten Befehl alles zu tun, was Eure übrigen Knechte tun. Ihr sollt das Recht haben, mich nach Eurem Ermessen zu verkaufen oder mit mir zu tun, was Ihr sonst beschließen wollt.“

Auch Diethelm ging zum Herrn und machte seine drei Kreuze unter den Text. Lesen konnte er den Text nicht. . .

Zinstag auf dem Meierhof

Jörg war ein alter, kranker Mann. Arbeit und Sorge hatten ihn gebeugt. Wirres, graues Haar und ein ebenso grauer Bart umrahmten sein zerfurchtes Gesicht. Sein Gang war schwer, den Kopf hielt er nach unten geneigt.

Voll Sorgen hatte er sich morgens auf den Weg zum Meierhof gemacht. Es war wieder an der Zeit, die Abgaben zu entrichten.

Sie pressen das Letzte aus uns heraus, dachte Jörg, während er auf seinem Karren saß, der von einem zottigen, abgemagerten Pferd gezogen wurde.

Sie sagen immer: Bring dies und bring das! Wir haben die Arbeit, Sorgen und Mühe. Der Herr und seine Leute haben das schöne Leben.

Der Bauer hatte den Fronhof erreicht. In der Mitte des Hofes lag ein größeres, festes Gebäude, in dem der Meier wohnte. Dahinter schloß sich ein geräumiger Hof an, den Viehställe und Geräteschuppen umsäumten. Neben dem Herrenhaus stand ein Gebäude, in dem die Frauen Wolle zupfen, spinnen und weben und vielerlei andere Hausarbeit verrichten mußten.

Aber Jörg sah auch die elenden Hütten der unfreien Knechte und Mägde, die keine Wirtschaft und keine Ackergeräte besaßen. Der Herr konnte mit ihnen machen, was ihm gerade einfiel. Er konnte sie mit Fußstritten und Stockschlägen zur Arbeit antreiben.

Auf dem Hof standen schon die anderen Fronbauern mit ihren Karren und Wagen. Der Meier kontrollierte genau die Abgaben der Hörigen. Unfreie Knechte nahmen die Säcke mit Korn und andere Abgaben, Brot, Hühner, Eier, Wachs, Honig, Brennholz, Fleisch, und trugen sie in die Vorrathshäuser.

Mißtrauisch betrachtete der Meier die abgelieferten Brote und die Kornsäcke. Den Bauern muß man scharf auf die Finger gucken, dachte er, sonst betrügen sie den Herrn. Die Bauern gaben eilig die Erträge ihrer Arbeit ab und verschwanden dann schnell. Es war nicht gut, sich lange unter den Augen des Herrn aufzuhalten.

Während die Fronbauern vor ihm ihre Säcke und Körbe von den Karren holten, dachte Jörg über das Leben der Leibeigenen nach, die dem Meier halfen und denen es noch schlechter ging als den Fronbauern.

Immer näher kam er dem Meier. Gleich war die Reihe an ihm. Ob mir der Meier die Abgaben noch einmal aufschreibt? überlegte er. Als er noch mit seinen Gedanken beschäftigt war, hörte er seinen Namen.

„Jörg, du bist dran! Drei Sack Korn, zwei Beutel Wolle“, forderte der Meier.

Jörg sagte stockend: „Ich hatte Pech mit den Schafen. Die Wolle fehlt. Und dann das Unwetter kurz vor der Ernte! Ich kann's nicht geben! Hab' nur einen Sack Korn.“

Der Meier lief rot an vor Zorn. „Willst du uns vorenthalten, was unser ist und uns zusteht?“

„Ich hab' doch nichts mehr.“

„Du mußt liefern“, schrie der Meier.

„Aber woher soll ich's nehmen?“ fragte Jörg verzweifelt.

„Das ist deine Sache. Schaff's ran. Der Herr muß es haben!“

Der Meier trat ganz dicht vor den Bauern hin. In seinen Augen brannten Unzufriedenheit und Wut. „Oder leiste doppelte Frondienste“, sagte er schließlich.

„Ich bin alt und krank“, murmelte Jörg. „Was soll ich tun? Ich kann nicht noch mehr fronen. Wie soll ich mein eigenes Feld bestellen, damit ich die hohen Abgaben zahlen kann?“

Seine Gedanken arbeiteten feberhaft. Sie wurden von den Hammerschlägen des Schmiedes unterbrochen, der die Wagen ausbesserte. Bald würde die Zeit kommen, in der Getreide, Heu, Rinder, Kälber, Schafe, Hühner, Eier, Honig, Wein, Garn und Wolle an den Herrenhof geliefert werden müssen. Dann müssen die Wagen instand sein. Tagelang müssen die Bauern wieder Spanndienste leisten. Es ist eine Kette, die nie abreißt, dachte Jörg.

„Wenn du uns im Stich läßt“, sagte der Meier mit scharfer Stimme, „zieht dir der Herr das Land ein, das du für dich bestellst! Merk dir das! Dann hast du gar nichts mehr.“ Damit ließ er den Bauern stehen. Ein Knecht nahm den Sack Korn vom Karren und trug ihn in das Vorratshaus.

Jörg ging schleppenden Schrittes zu seinem Karren. Er dachte an die Knechte und Mägde. In Gedanken sah er sich schon unter ihnen. Oder gab es doch noch eine Hilfe?

Immer konnte es nicht so bleiben, das hoffte er!

Quellenangabe

Die einleitende Erzählung „Woher wir wissen, was früher geschah“ schrieb Manfred Richter, Lehrer in Taucha bei Leipzig.

Den Abschnitten des Teils „Aus der Geschichte der Urgemeinschaft“ liegen von der Redaktion bearbeitete und zum Teil erweiterte Auszüge aus Michail Iljins Buch „Wie der Mensch zum Riesen wurde“ zugrunde.

Die Erzählung „Römische Sklavenhalter kaufen Sklaven“ schrieb Herbert Lückert, Lehrer in Wolfen.

Das Kapitel „Der große Sklavenaufstand unter Spartacus“ entstand auf der Grundlage von Auszügen aus dem Roman „Spartacus“ von Howard Fast, erschienen im Dietz Verlag Berlin, sowie auf der Grundlage eines Manuskripts von Hans Friedrich, Lehrer an der Oberschule Cranzahl/Erzgeb.

Bei der Darstellung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, Chlodwigs und der Rechtsprechung nach fränkischem Recht wurden sowjetische Materialien verwendet, deutsch erschienen im volkseigenen Verlag Volk und Wissen Berlin unter dem Titel „Erzählungen zur Geschichte des frühen Mittelalters“.

Die Geschichten „Das Thing“, „Kampfspiele“, „Der freie Bauer Diethelm wird unfrei“ und „Zinstag auf dem Meierhof“ schrieb Günter Wettstadt.

Allen übrigen Erzählungen liegen Entwürfe der Mitglieder des Geschichtslehrerkollektivs des Kreises Burg – Erich Pape, Willi Krense, Franz Zimmermann, Gerhard Skowronnek, Charlotte Alves, Gerhard Schulze, Erich Hobusch, Werner Heise – unter Verwendung älterer Materialien für den Geschichtsunterricht zugrunde.

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Woher wir wissen, was früher geschah</i>	5
<i>Aus der Geschichte der Urgemeinschaft</i>	12
Jagd auf Wildpferde	12
Vom Jagdspieß, Wurfspeer, Pfeil und Bogen	13
<i>Aus dem Leben der alten Ägypter, Babylonier und Chinesen</i>	15
Wie die Ägypter den Nil bezwangen	15
Der Bau der Cheops-Pyramide	16
Das Buch aus Papyrus	17
Eine Karawane auf dem Wege nach Babylon	18
Von der Wissenschaft bei den alten Babyloniern	19
Die Große Chinesische Mauer	20
Die Chinesen erfanden das Papier	21
China — Land der Seide	21
<i>Zur Geschichte des römischen Sklavenhalterstaates</i>	22
Was sich die Römer über die Gründung ihrer Stadt erzählten	22
Römische Sklavenhalter kaufen Sklaven	23
Der große Sklavenaufstand unter Spartacus	28
<i>Das Leben im germanischen Dorf</i>	34
Auszug zur Jagd	34
Die Jagd	36
Die Heimkehr der Jäger	40
Das Thing	41
Baldurs Tod	43
<i>Der Befreiungskampf der Germanen</i>	46
Die Römer kommen	46
Dreißig Stockschläge für ein Pferd	49
Im Lager des Varus	53
Die Schlacht im Teutoburger Wald	56

<i>Germanen und Römer in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung</i>	62
Germanen bestürmen den Limes	62
Kampfspiele	67
Zur Römerzeit in Trier	70
Auf der Fahrt von Trier nach Köln	75
<i>Die Wanderungen der Germanen</i>	78
Die Westgoten vor Rom	78
Das Grab im Busento	83
Die Vandalen fahren über das Meer	84
Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern	88
<i>Das Reich der Franken</i>	92
Chlodwig, der Frankenkönig, vergrößert seine Macht über die Franken	92
Rechtsprechung nach fränkischem Recht	94
Die Franken dringen in das Land der Sachsen ein	99
Das Königsbotengericht	102
Der freie Bauer Diethelm wird unfrei	105
Zinstag auf dem Meierhof	108
Quellenangabe	111

